Constant's,

ersten Kammerdieners des Kaisers Napoleon,

Denkwürdigkeiten

über

Napoleons

Privatleben,

seine Familie und seinen Hof.

Erster Band.

Leipzig, 1830.
Baumgärtners Buchhandlung.

Einleitung.

Das Leben eines Menschen, der sich selbst seine Laufbahn vorzeichnen muß, und weder Handwerker noch Mann von Fach ist, beginnt meistentheils erst in seinem 20sten Jahre. Bis dahin lebt er ungewiß über seine Zukunft und ohne bestimmten Zweck. Erst nach völliger Entwickelung seiner Kräfte, wann er vorherrschende Neigung zu einer Sache fühlt, kann er sich zu einer Wahl entschließen: dann erst kennt er sich selbst und schaut Alles rings um sich mit Klarheit, dann erst beginnt er zu leben.

So habe ich seit meinem 20sten Jahre 30 Jahre gelebt, welche ich wieder in zwei, jedoch sehr verschiedenartige, Abschnitte theilen kann.

Während der 15 Jahre, die ich in der Nähe des Kaisers Napoleon zubrachte, habe ich alle bedeutende Männer und Thatsachen kennen gelernt, deren Mittelpunkt er allein war. Ja noch mehr als das: ich habe in den wichtigsten und unbedeutendsten, in den geheimsten und öffentlichsten Verhältnissen den Mann vor Augen gehabt, dessen Name die glorreichsten Seiten unserer Jahrbücher schmückt. 15 Jahre bin ich auf Reisen und Feldzügen, am Hofe und im Familienzirkel ihm zur Seite gewesen. Der Kaiser machte mich bei jedem Schritte und Befehle, selbst unwillkührlich, zu seinem Vertrauten, und oft war ich ungern der Hüter der wichtigsten Geheimnisse, die ich lieber nicht gekannt hätte. Wie Vieles ereignete sich nicht in den 15 Jahren! Bei dem Kaiser lebte man wie in einem Wirbelwinde; Alles ging schnell, betäubend an einem vorüber. Wollte man ein Ereigniß genauer bedenken, so drängten sich bald so viele neue nach, daß man fortgerissen wurde.

Dieser verwirrenden Thätigkeit folgte bei mir die einsamste, ruhigste Zurückgezogenheit. Seitdem ich den Kaiser verlassen, sind auch 15 Jahre verflossen. Aber welch ein Unterschied! Was hat einer noch zu thun, der gleich mir unter den Siegen und Wunderthaten des Kaiserreichs gelebt hat? Habe ich in der Blüthe meiner Zeit kurze, aber reich bethätigte, Jahre verlebt, so glaube ich lange genug da gewesen zu sein. Es ist Zeit die Welt zu verlassen und die Augen zu schließen. Was ich gesehen habe, kann ich nie so wieder sehen, denn dergleichen Schauspiele kommen nur einmal im Leben vor. Die noch übrige Zeit bringt man am besten mit der Rückerinnerung an die Vergangenheit zu.

Das habe ich gethan. Meine Lieblingsgewohnheit ist das Zurückversetzen in die Zeit, welche ich in des Kaisers Diensten zubrachte. So viel als möglich habe ich alle Schriften über meinen ehemaligen Herrn, seine Familie und seinen Hof kennen zu lernen gesucht. Wie viele lange Abende sind so durch die Vorlesungen meiner Frau oder Schwägerin verkürzt worden! Alle Ungenauigkeiten, Fehler und Verläumdungen in diesen Büchern, wovon einige nur elende Machwerke sind, mochte ich gern verbessern oder widerlegen. Meine Frau, die gleich mir Alles gesehen hatte, machte ebenfalls ihre Bemerkungen, und schrieb zu unsrem eignen Vergnügen die gemeinschaftlichen Erläuterungen auf.

Alle diejenigen, welche uns von Zeit zu Zeit in unserer Einsamkeit besuchten, und mich gern von meinem Leben erzählen hörten, waren oft erstaunt und unwillig über die Lügen, welche Unwissenheit oder Bosheit über den Kaiser und dessen Regierung verbreiteten, und bei ihrem Danke für meine Belehrungen riethen sie mir zu einer Bekanntmachung derselben. Aber ich war weit von dem Gedanken entfernt, Schriftsteller zu werden, als plötzlich Herr Ladvocat zu mir kam, und mich mit Gewalt zur Herausgabe meiner Denkwürdigkeiten aufforderte, deren Verleger er sein wollte.

Zur Zeit dieses unerwarteten Besuchs lasen wir gerade die Denkwürdigkeiten des Herrn von Bourrienne, die bei demselben Verleger erschienen sind, und fanden dieses Werk frei von den sonst so oft anderwärts angetroffenen Fehlern der Anschwärzung oder Lobhudelei. Herr Ladvocat schlug mir die

Ausfüllung dieser Lebensbeschreibung vor, weil Herr von Bourrienne, vermöge seiner hohen Stellung, nur die politische Seite berühren konnte. Ich sollte nur einfach Alles erzählen, was ich durch meine Beschäftigung um den Kaiser besser, als irgend jemand, wissen mußte.

Ich wußte den Vorschlägen dieses Buchhändlers wenig entgegenzusetzen, und er überredete mich zuletzt gänzlich durch eine Stelle in der Einleitung jener Denkwürdigkeiten, wo es heißt:

„Wenn Alle, die in Napoleons Nähe gelebt haben, wann und wo es auch sein möge, was sie gesehen und gehört, freimüthig und ohne Leidenschaft aufzeichnen wollten, so würde der Geschichtschreiber reichhaltige Materialien vorfinden. Ich wünsche, daß der Unternehmer einer so schweren Arbeit in meinen Andeutungen manches Nützliche finde."

Ich, so dachte ich bei mir selbst nach Durchlesung dieser Zeilen, kann auch Aufklärungen geben, Fehler verbessern, Lügen widerlegen und meinen Theil zur Wahrheit beitragen. Ich kann und bin verpflichtet, Zeuge in dem langen Verfahren zu sein, das gegen den Kaiser seit seinem Sturze eingeleitet worden ist, denn ich habe Alles gesehen und kann sagen: Ich war dabei. Ich werde allerdings Einzelnes wiederholen müssen, was schon Andere vor mir gesagt haben, die auch in der Nähe des Kaisers und seines Hofes lebten, aber ich kann hingegen vieles ganz Unbekannte erzählen, das Niemand bis jetzt wissen konnte *).

Mit der Abreise des ersten Konsuls zum Feldzuge von Marengo, wohin ich ihm folgte, bis zu seiner Entfernung von Fontainebleau, wo ich den Kaiser zu verlassen genöthigt war, blieb ich

---

*) Es freut mich, dafür Hrn. v. Bourrienne's Meinung bei einer traurigen Gelegenheit anführen zu können. Er sagt (Denkw. Bd. X. S. 161): „In der Nacht vor der Rückkehr des Marschalls Macdonald nach Fontainebleau soll sich Napoleon zu vergiften gesucht haben; doch weil ich nur fest Bestätigtes mittheilen will, so mag ich über diesen mir ungewissen Vergiftungsversuch, den Napoleon in den Unterhaltungen von St. Helena durchaus nicht zugab, nichts weiter sagen. Der Einzige, welcher die Zweifel darüber zu lösen vermöchte, ist, wie ich höre, Constant, der ihn in dieser Nacht nicht verlassen haben soll."

nur zweimal von ihm, einmal drei Tage lang, ein andermal sieben oder acht Tage wegen meiner Gesundheit, sonst bin ich ihm wie sein Schatten gefolgt.

Man giebt vor, für den Kammerdiener wäre er kein Held gewesen; aber ich muß dem widersprechen. Der Kaiser blieb einem selbst in der allernächsten Nähe ein Held, und es war höchst belehrend, auch den Menschen in ihm kennen zu lernen. Von fern war nur der Zauber seines Ruhmes und seiner Macht, in der Nähe kam dazu der Reiz seiner Unterhaltung, sein einfaches Familienleben, und, ich mag es getrost sagen, das ihm eigene Wohlwollen seines Charakters.

Für den im Voraus auf den Geist meiner Denkwürdigkeiten neugierigen Leser mag hier eine Stelle aus einem Briefe vom 19. Januar an meinen Verleger stehen.

„Herr v. Bourrienne behandelt den politischen Menschen vielleicht mit Recht sehr strenge; ich habe einen andern Gesichtspunkt. Ich kann nur den Helden in seiner Entkleidung schildern, wo er gewöhnlich gut, geduldig und fast immer billig war. Er gewöhnte sich sehr an einen, nahm die Sorgfalt seiner Diener freundlich an und war ein Gewohnheitsmensch. Ich kann ihn blos als treuer Diener, nicht als Tadler, darstellen, ohne darum eine mehrbändige Vergötterung geben zu wollen. Ich gleiche in der Hinsicht den Vätern, welche die Fehler ihrer Kinder kennen und sehr verwerfen, doch dabei gern Entschuldigungen für ihr Unrecht finden."

Man verzeihe mir die Zutraulichkeit, fast möchte ich sagen, Unschicklichkeit dieser letzten Vergleichung. Ich will weder loben noch tadeln, nur was ich selbst weiß erzählen und keines Menschen Urtheil zuvorkommen.

Am Schlusse dieser Einleitung muß ich noch einige Worte über mich sagen, um den Verläumdungen zu antworten, welche einen Menschen bis in die Zurückgezogenheit verfolgt haben, der keine Feinde haben sollte, da er einiges Gute und gewiß nie Unrecht gethan hat. Man hat mir den Vorwurf gemacht, meinen Herrn nach seinem Falle verlassen und nicht in die Verbannung begleitet zu haben. Nicht am Willen dazu, wohl aber an der Möglichkeit hat es mir gefehlt. Ich will nicht die Aufopferung

der treuen Diener geringschätzen, welche dem Kaiser bis an sein Ende nahe blieben, aber es sei mir nur die Bemerkung vergönnt, wie schrecklich auch der Sturz des Kaisers für ihn selbst war, die Lage der bei ihm Angestellten (um nur von persönlichem Interesse zu reden) war auf der Insel Elba noch angenehm genug. Es haben mich also keine Beweggründe des Eigennutzes vom Kaiser entfernt; die wahren werde ich am gehörigen Orte angeben.

Eben so soll ich, nach andern Gerüchten, das Vertrauen des Kaisers gemißbraucht haben. Die einfache Erzählung des Irrthums, der diese Erdichtung veranlaßt hat, wird mich hinlänglich von diesem Verdachte reinigen. Aber bedürfte es noch der Zeugnisse, so könnte ich die genauesten Bekannten des Kaisers dazu anrufen, welche alle Vorfälle zwischen ihm und mir kennen; ich würde mein unbescholtenes Leben während 50 Jahren anführen und hinzufügen:

In der Zeit, als ich große Dienste leisten konnte, habe ich es allerdings gethan, aber nicht für Geld. Ich hätte vielen Nutzen aus meinen Bemühungen ziehen können, welche ich für Leute unternahm, die dadurch unermeßliches Vermögen erworben haben, aber ich habe sogar die mir zukommenden Vortheile ausgeschlagen, die sie mir bei ihrer sehr lebhaften Erkenntlichkeit anboten, und mir Antheil an ihren Unternehmungen geben wollten. Ich habe nie die kaiserliche Wohlthätigkeit um Bereicherung oder Anstellung meiner Verwandten bemüht und bin arm geblieben, nachdem ich 15 Jahre beim reichsten und mächtigsten Herrscher Europas in Diensten gestanden hatte.

Und so übergebe ich mich vertrauensvoll dem Urtheile meiner Leser.

Erstes Kapitel.

Leben des Verfassers von seiner Kindheit an, bis er in Dienste des Prinzen Eugen tritt.

Ich werde nur sehr wenig von mir in diesen Denkwürdigkeiten reden, denn ich weiß zu gut, daß man nur an der Darstellung des großen Mannes Theil nimmt, an dessen Dienste mich das Geschick fast 16 Jahre gekettet hat, und den ich in der Zeit beinahe nie verlassen habe. Doch sei es mir vergönnt, einige Worte über meine Kindheit und die Umstände zu sagen, durch welche ich Kammerdiener des Kaisers geworden bin.

Ich bin den 2. December 1778 in Peruelz geboren, welche Stadt seit der Vereinigung Belgiens mit der Republik französisch geworden und damals zum Departement von Jemmapes gehörte. Kurz nach meiner Geburt übernahm mein Vater bei den Bädern von Saint Amand einen kleinen Gasthof, le petit-château genannt, wo die Badegäste wohnten. Zu diesem Unternehmen war ihm der Prinz von Croi behülflich gewesen, in dessen Hause er Haushofmeister gewesen war. Es ging meinem Vater über seinen Wunsch gut, denn es kamen viele vornehme Kranke zu uns. In meinem 11ten Jahre war der Graf von Lure, aus einer der ersten Familien von Valenciennes, bei uns im petit-château; dieser vortreffliche Mann hatte mich sehr liebgewonnen und wollte mich mit seinen, mir fast gleichaltrigen, Söhnen erziehen lassen. Meine Familie hatte vor, mich zum Geistlichen zu machen, vorzüglich um einem meiner Onkel, der Dechant von Lessine, und ein Mann von großem Wissen und strenger Tugend war, zu gefallen. Mein Vater dachte, daß der Vorschlag des Grafen von Lure seine zukünftigen Absichten mit mir nicht verändern könne, und nahm diesen an, indem er den mehrjährigen Aufenthalt in einer so geachteten Familie für nützlich hielt, um mir Lust zu den ernsteren Studien des geistlichen Standes zu machen. So reiste ich mit dem Grafen ab, zwar betrübt, meine Aeltern verlassen zu

müssen, aber zugleich froh, eine neue Gegend kennen zu lernen, wie es in dem Alter gewöhnlich geht. Der Graf führte mich auf eines seiner Güter in der Nähe von Tours, wo mich die Gräfin und ihre Kinder höchst freundschaftlich empfingen und ich ganz gleich ihnen behandelt wurde, indem ich an allen Lehrstunden ihres Hofmeisters Theil nahm.

Aber leider konnte ich die Güte des Grafen und den Unterricht daselbst nicht lange genug benutzen. Ungefähr ein Jahr nach meiner Aufnahme ins Schloß erfuhr man die Verhaftung des Königs in Varennes. Die Familie war in tiefer Verzweiflung, welche ich, obgleich noch Kind, lebhaft mitfühlte, ohne mir eine Ursache angeben zu können; aber man theilt wohl immer die Gefühle derjenigen, bei denen man lebt und so gut behandelt wird, wie ich bei dem Grafen und der Gräfin von Lure. Doch blieb ich in der kindischen Sorglosigkeit, bis mich eines Morgens ein großer Lärmen aufweckte. Eine beträchtliche Anzahl fremder Leute umgab mich, die mir unzählig viele Fragen machten, welche ich nicht zu beantworten vermochte. Ich erfuhr endlich daraus, daß der Graf von Lure emigrirt sei. Man führte mich auf die Municipalität, wo die Fragen von Neuem, aber eben so vergeblich, begannen; ich wußte nichts von den Absichten meiner Beschützer und konnte nur reichliche Thränen vergießen, da ich mich so verlassen und vom Hause entfernt sah. Ich war noch zu jung, um das Benehmen des Grafen bedenken zu können, aber später hielt ich meine Zurücklassung für eine Vorsicht seinerseits, weil er mich nicht ohne Willen meiner Aeltern mit sich nehmen wollte. Höchst wahrscheinlich hatte mich der Graf von Lure einigen Personen vor seiner Abreise empfohlen, die es aber nicht wagten, Ansprüche an mich zu machen, weil sie sonst leicht Gefahr laufen konnten.

So war ich also in meinem 12ten Jahre allein, ohne Führer, Stütze, Rath oder Geld, mehr als 100 Stunden von meinem Geburtslande und an die Bequemlichkeiten einer vornehmen Familie gewöhnt. Wer sollte glauben, daß ich fast für verdächtig galt, und daß die Ortsbehörden meine tägliche Erscheinung auf der Municipalität zu größerer Sicherheit der Republik verlangten; ich entsinne mich recht gut, daß der Kaiser nach Anhörung dieser meiner Kindheitsqualen mehrmals ausrief: „die Schwachköpfe!“

worunter er die werthen Municipalen verstand. Endlich sahen die Behörden von Tours doch ein, daß ein 12jähriges Kind nicht die Republik umzustürzen vermöge und gaben mir einen Paß, mit der ausdrücklichen Vorschrift, innerhalb 24 Stunden die Stadt zu verlassen; das that ich gern, aber nicht ohne Leid, allein zu Fuße einen so großen Weg machen zu müssen. Nach vielem Entbehren und Bemühen kam ich endlich bis Saint Amand, das den Oesterreichern in die Hände gefallen war. Die Franzosen belagerten die Stadt, in welche ich nicht hinein konnte. In meiner Verzweiflung setzte ich mich an den Rand eines Grabens und weinte bitterlich, bis mich der Escadronchef Michau *) bemerkte, der später Oberst und Generaladjutant des General Loison wurde. Er näherte sich mir, befragte mich voll Theilnahme, ließ mich meine traurigen Abentheuer erzählen und schien gerührt davon, wobei er mir jedoch nicht verbarg, daß er mich unmöglich zu meiner Familie führen lassen könnte. Da er auf Urlaub die seinige in Chinon besuchte, bat er mich, ihn zu begleiten, was ich dankbar annahm. Die Familie von Michau behandelte mich in den 3 bis 4 Monaten meines dortigen Besuchs aufs Freundschaftlichste, darauf führte er mich nach Paris, wo ich zu einem reichen Kaufmann, Namens Gobert, kam, der mir immer sehr dienstreich war.

Ich habe vor Kurzem Herrn Gobert wiedergesehen und von ihm gehört, wie er mir auf unsern gemeinschaftlichen Reisen eine Bank seines Wagens frei zu lassen pflegte, auf der ich ausgestreckt schlief. Ich erwähne diesen, sonst gleichgültigen, Gegenstand, um Hrn. Goberts Güte deutlich zu beweisen.

Einige Jahre darauf lernte ich Carrat kennen, welcher in Diensten von Madame Bonaparte stand, als der General den Feldzug in Aegypten machte. Bevor ich meinen Eintritt in das Haus erzähle, muß ich erst erwähnen, wie Carrat selbst hineinkam, und einige Anekdoten hinzufügen, welche auf die Vergnügungen der Bewohner von Malmaison ein Licht werfen.

---

*) Ich konnte ihm später vom Kaiser eine Stelle verschaffen, die er als Zurückziehung wünschte, weil er den rechten Arm nicht mehr gebrauchen konnte.

Carrat war in Plombieres, als Madame Bonaparte dort badete. Täglich brachte er ihr Blumensträuße, und fügte dazu kurze, so drollige Komplimente, daß Josephine viel Vergnügen daran fand, eben so auch mehrere ihrer Begleiterinnen, die Frauen von Cambis und von Crigny (später Madame Denon), vorzüglich aber ihre Tochter Hortensia, die laut seine Narrheit belachte. Da seine Possen der Madame Bonaparte gefallen hatten, fügte er zur Zeit, als sie das Bad verlassen wollte, eine rührende Scene hinzu. Carrat weinte, jammerte und bedauerte so gut als möglich, daß er Madame Bonaparte nicht mehr täglich sehen könnte, woran er doch so gewöhnt sei, und sie war so gut, daß sie ihn endlich nach Paris mitzunehmen versprach. Er mußte frisiren lernen und wurde nun frisirender Kammerdiener bei ihr, wenigstens war dies Carrats Amt, als ich ihn kennen lernte. Er durfte so frei bei ihr reden, daß er ihr sogar mitunter Vorwürfe machte. Wenn Madame Bonaparte, die immer großmüthig und freundlich war, ihre Frauen beschenkte, oder sich vertraulich mit ihnen unterhielt, so schalt Carrat sie aus und sagte: „Wozu verschenken Sie dieses?" Dann fuhr er fort: „Aber, Madame, wie können Sie mit ihren Dienerinnen scherzen? Sie verlieren ehestens allen Respekt dadurch." Indem er aber die Großmuth seiner Herrin gegen ihre Umgebungen so einzuschränken suchte, vergaß er sich selbst nicht; wenn ihm etwas gefiel, so fragte er sie ganz ohne Rückhalt: „Das könnten Sie mir wohl schenken?"

Tapferkeit und Geist sind nicht immer beisammen, was Carrat mehr als einmal bewies. Er besaß eine unbesiegbare Feigheit, wie sie in den Lustspielen so oft zum Lachen bringt, und Madame Bonaparte hatte es zu einem ihrer Hauptvergnügungen gemacht, ihn in die Angst zu jagen.

Madame Bonaparte ging am liebsten in Malmaison auf der Landstraße spazieren, die sich an den Mauern des Parks entlang zieht; sie zog immer diese außerhalb gelegene Promenade, wo beständige Staubwolken aufstiegen, den köstlichen Lustgängen innerhalb des Parks vor. Eines Tages, als sie in Begleitung ihrer Tochter Hortensia war, sagte sie zu Carrat, er solle ihr auf die Promenade folgen. Dieser war über eine solche Auszeichnung

entzückt, als plötzlich aus einem der Gräben eine große Gestalt in einem weißen Tuche sich erhob, kurz wie ein Gespenst, nach deren Beschreibung in englischen Romanen. Dieses Gespenst war von den Damen hingestellt, um Carrat zu erschrecken, was ihnen herrlich gelang; kaum hatte er es bemerkt, als er sich zitternd der Madame Bonaparte näherte und zu ihr sagte: „Sehen Sie doch, Madame, dieses Gespenst! Es ist der Geist der vor Kurzem in Plombieres verstorbenen Frau!“ — „Stille, Carrat, Sie sind ein Feigling.“ — „Ach nein, es ist gewiß ihr Geist!“ Indeß er so sprach, näherte sich die verhüllte Gestalt und streckte den Schleier gegen ihn aus, worüber Carrat sich so ängstigte, daß er rücklings niederfiel und so unwohl wurde, daß er nur mit vieler Mühe zur Besinnung gelangen konnte.

Ein anderes Mal, als der General noch in Aegypten war, und ich keine Anstellung in seiner Familie hatte, wollte Madame Bonaparte einer ihrer Frauen einen Begriff von Carrats Feigheit geben. Es bildete sich eine allgemeine Verschwörung in Malmaison gegen ihn, wobei Hortensia die Hauptrolle spielte. Der Auftritt ist so oft vor mir erzählt worden, daß ich ihn genau zu schildern vermag. Carrat schlief in einer Stube nahe an einem kleinen Kabinet, wo man die Scheidewand durchbrechen und einen Faden durchziehen ließ, an dem ein Topf mit Wasser festgebunden war. Dieses erfrischende Gefäß hing gerade über dem Kopfe des Armen, und außerdem hatte man die Schrauben, welche den Gurt seines Bettes festhielten, herausziehen lassen. Da er sich nun ohne Licht niederzulegen pflegte, so merkte er nichts von einem voraus eingerichteten Einsturze, oder von dem Gefäße mit Weihwasser. Alle Mitglieder der Verschwörung waren im Nebenkabinet, als er sich hastig aufs Bette warf, das sogleich einbrach, wobei der Faden die Wirkung des Wassertopfes zu Wege brachte. Carrat, einem Falle und einer Ueberschwemmung in der Nacht zugleich ausgesetzt, rief wüthend über dieses doppelte Wagstück mit aller Gewalt: „Das ist schändlich!“ und die boshafte Hortensia sagte zur Vermehrung seiner Qual zur Mutter, zur Frau von Crigny, Madame Charvet und noch einigen andern Damen des Hauses: „Ach, Mama, die Kröten und Frösche fallen ihm aus dem Wasser ins Gesicht.“ Diese Worte vergrößerten bei der

tiefen Finsterniß den Schrecken von Carrat, welcher ernstlich erboßt ausrief: „Das ist schändlich, Madame, es ist unrecht, Ihren Dienern so mitzuspielen.“ Seine Klagen waren wohl nicht ganz unbegründet, aber sie erhöhten nur den Frohsinn der Frauen, die ihn zur Zielscheibe ihres Scherzes gemacht hatten.

Doch war Carrat so gestimmt und in solcher Lage, daß er nach einer kurzen Bekanntschaft mit mir, gleich nach der Rückkehr des Generals Bonaparte aus Aegypten, zu mir sagte, Eugen von Beauharnais habe ihn nach einem vertrauten Kammerdiener befragt, weil der frühere zur Zeit der Abreise krank in Kairo zurückbleiben mußte. Er hieß Lefebvre, und hing an seinem Herrn, wie Alle, welche den Prinzen Eugen kannten, thun mußten, denn ich kann mir keinen bessern, artigern und gegen seine Umgebung liebreichern Menschen denken. Carrat hatte mich dem Eugen vorgeschlagen, und ich hatte das Glück, ihm bei meiner Vorstellung nicht zu mißfallen. Er sagte mir sogar schon am ersten Tage, daß ihm mein Aeußeres wohlgefiele, und daß ich gleich bei ihm antreten sollte. Mir gefiel es auch, denn meine Einbildungskraft stellte mir diesen Dienst, ich weiß selbst nicht warum, höchst angenehm vor. So holte ich augenblicklich mein kleines Bündel und wurde interimistischer Kammerdiener des Hrn. von Beauharnais, ohne zu ahnen, daß ich einst in Diensten des Generals Bonaparte stehen, oder gar erster Kammerdiener eines Kaisers sein würde.

Zweites Kapitel.

Eugen. — Constant tritt in Dienste der Madame Bonaparte. — Malmaison und die Lustbarkeiten daselbst.

Am 16. Oktober 1799 war Eugen von Beauharnais von Aegypten in Paris eingetroffen, wo ich fast gleich nach seiner Ankunft bei ihm eintrat. Er war damals im Alter von 21 Jahren und ich erfuhr bald einige weniger bekannte Einzelnheiten über sein Leben vor der Verheirathung seiner Mutter mit dem General Bonaparte. Der Vater starb als Opfer der Revolution auf dem Schaffotte. Wie der Marquis von Beauharnais umgekommen war, befand sich seine Wittwe, deren Güter eingezogen worden waren, in dem größten Elend und befürchtete die Verfolgung ihres noch jungen Sohnes, weil er adlig war; deshalb gab sie ihn bei einem Tischler, in der Straße de l'échelle, in die Lehre. Eine Bekannte von mir, die in der Straße wohnte, hat ihn oft mit einem Brete auf der Schulter vorbeigehen sehen. Da war er noch weit ab von der Anführung des Regiments der Konsularwache, oder von der Stelle eines Vicekönigs von Italien. Ich hörte Eugen selbst den seltsamen Umstand erzählen, der die erste Zusammenkunft seiner Mutter mit seinem Stiefvater verursachte.

Eugen, ungefähr 15 Jahre alt, hatte erfahren, daß der General Bonaparte den Degen des Marquis von Beauharnais besitze, und wagte einen sehr erfolgreichen Schritt. Der General nahm ihn freundlich auf und Eugen verlangte den Degen seines Vaters von ihm. Gestalt, Aeußeres, freies Benehmen, Alles gefiel Bonaparte, der ihm sogleich den Degen wiedergab. Kaum hatte er ihn in Händen, als er ihn mit Küssen und Thränen benetzte und das alles so ungekünstelt, daß Bonaparte darüber entzückt war. Frau von Beauharnais erfuhr dem Empfang ihres Sohnes bei dem General und hielt es für ihre Schuldigkeit, diesem einen Danksagungsbesuch zu machen.

In dieser ersten Zusammenkunft sagte ihm Josephine besonders zu und er machte ihr seine Aufwartung. So sahen sie sich öfters wieder, und man weiß, daß sie von Stufe zu Stufe bis zur ersten Kaiserin von Frankreich stieg. Bonaparte hat aber, wie ich vielfach zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, Eugen immer wie seinen eigenen Sohn geliebt.

Eugen hatte eben so liebenswürdige als achtungswerthe Eigenschaften. Seine Züge waren nicht schön, aber sein Aeußeres sprach zu seinen Gunsten. Er hatte einen schönen Wuchs, aber schlechte Haltung, weil er beim Gehen immer zu wackeln pflegte; seine Größe war ungefähr 5 Fuß, 3 bis 4 Zoll. Er war gut, munter, ansprechend, geistreich, lebhaft und edelmüthig, und sein freies Aeußere war ein Spiegel seiner Seele. Wie Vielen hat er nicht in seinem Leben genützt, selbst zur Zeit, als er deshalb die meisten Entbehrungen leiden mußte!

Ich blieb zwar nur einen Monat bei Eugen, aber ich konnte wohl bemerken, daß er bei aller Erfüllung seiner Pflichten gegen Mutter und Stiefvater die seinem Alter zusagenden Vergnügungen nicht vermied. Am meisten gefielen ihm die Frühstücke, die er oft seinen Freunden gab, was mir viel Vergnügen machte, da ich von manchen komischen Auftritten Zeuge war. Außer den jungen Kriegsleuten von Bonapartes Generalstab, seinen beständigen Genossen, hatte er gewöhnlich noch den Bauchredner Thiemet und die Schauspieler Dugazon, Dazincourt und Michau vom Théâtre français bei sich, nebst mehrern andern, deren Namen mir entfallen sind. Diese Zusammenkünfte waren höchst munter, vorzüglich suchten sich die jungen Officiere, welche wie Eugen aus dem Feldzuge in Aegypten zurückkamen, für ihre vielfachen Entbehrungen zu entschädigen. Zu der Zeit waren in Paris die Gaukler an der Tagesordnung; sie wurden in alle Gesellschaften geholt, und Thiemet gehörte zu den ausgezeichneteren darunter. Eines Tages rief er bei einem Frühstücke Eugens mehrere Anwesende bei ihrem Namen, indem er die Stimme ihrer Bedienten nachahmte, die von Außen zu kommen schien; er blieb dabei ruhig auf seiner Stelle und bewegte die Lippen anscheinlich nur um zu essen und zu trinken, was er ganz gut verstand. Jeder der so gerufenen Officiere ging hinunter und fand

Niemand; dann stieg Thiemet, mit verstellter Artigkeit, mit hinab, um ihnen suchen zu helfen, wobei er ihre Verwirrung verlängerte, da er sie eine wohlbekannte Stimme hören ließ. Die meisten lachten selbst herzlich über den Scherz, einer jedoch, der beschränkteren Verstandes war, wollte es ernstlich übel nehmen, bis Eugen sich als den Erfinder des Auftritts angab.

So fällt mir noch ein lächerliches Ereigniß ein, woran der erwähnte Thiemet und Dugazon Theil nahmen. Mehrere Fremde waren bei Eugen; da nun die Rollen im Voraus ausgetheilt und einstudirt wurden, so waren die beiden Opfer der Lachlust bestimmt. Als jeder sich zu Tische gesetzt hatte, redete Dugazon stotternd den Thiemet an, welcher ebenfalls stotternd antwortet; nun stellen sich beide, als ob sie glaubten, einer verspotte den andern, und es entsteht ein Zwist, in dem sie bei ihrer Wuth noch weit weniger sprechen können. Thiemet, der mit seinem Stottern die Taubheit verbinden sollte, richtet sich an seinen Nachbar, und fragt diesen, das Sprachrohr an's Ohr setzend: „Wa — wa — was sagt er?“ — „Nichts,“ erwiedert der gefällige Nachbar, der gern einen Zwist ausgleichen wollte. — „Er spo — spo — spottet über mich.“ Nun wird der Streit immer lebhafter, man will handgemein werden, und schon ist jeder der beiden Stotternden im Begriff, seinem Gegner eine Wasserflasche an den Kopf zu werfen, als eine reichliche Wasserverschüttung den Nahesitzenden andeutet, wie gefährlich eine Vermittelung sei. Nun lärmten die beiden wie zwei Taube fort, bis das Wasser gänzlich verschüttet war, und ich entsinne mich, daß Eugen, der Urheber dieser Verschwörung, die ganze Zeit laut auflachte. Man trocknete sich ab und mit dem Glase in der Hand wurden Alle wieder versöhnt. Eugen pflegte jedesmal nach einem solchen Scherz ihn seiner Mutter zu erzählen, mitunter auch dem Stiefvater, die sich sehr dabei ergötzten, besonders Josephine.

Ich lebte einen Monat höchst angenehm bei Eugen, als sein in Kairo krank zurückgelassener Kammerdiener, Lefebvre, hergestellt wiederkam und seine Stelle zurückwünschte. Eugen mochte mich lieber wegen meiner Jugend und Lebhaftigkeit, und schlug ihm deshalb einen Dienst bei seiner Mutter vor, wo er weit ruhiger leben könnte, aber der ihm sehr zugethane Lefebvre ging zu

Madame Bonaparte, und zeigte ihr seinen Verdruß über Eugens Entschluß. Josephine versprach sich seiner anzunehmen; sie tröstete ihn, sicherte ihm die alte Stelle bei ihrem Sohne zu und wollte mich dafür in ihre Dienste nehmen. Sie sprach wirklich mit ihrem Sohne, wie sie es Lefebvre versprochen hatte und eines Morgens meldete mir Eugen in den freundlichsten Ausdrücken meine veränderte Stellung. „Constant," sagte er zu mir, „es thut mir sehr leid, Sie nicht behalten zu können, aber Sie wissen, wie mir Lefebvre bis Aegypten gefolgt und mein alter Diener ist, ich muß ihn also wieder nehmen. Uebrigens werden Sie mir nicht fremd, Sie kommen zu meiner Mutter, wo es Ihnen sehr gut gehen wird, und da werden wir uns oft sehen. Gehen Sie noch heute Morgen zu ihr, ich habe mit ihr gesprochen und Alles ist abgemacht; sie erwartet Sie."

Ich verlor natürlich keinen Augenblick, mich bei Madame Bonaparte vorzustellen; ich ging nach Malmaison und wurde mit einer solchen Güte von ihr empfangen, die mich von Dankbarkeit erfüllte, da ich nicht wußte, daß sie jedem so freundlich entgegenkomme und Güte und Anmuth ihre unzertrennlichen Eigenschaften waren. Ich hatte unbedeutend wenig bei ihr zu thun; fast meine ganze Zeit war frei und ich benutzte sie zu Gängen nach Paris *). Mein Leben war unbeschränkt, und der Gedanke kam mir nie in den Sinn, daß ich bald desto beschränkter leben würde.

Bevor ich diesen mir so angenehmen Dienst verlasse, muß ich einige Ereignisse aus dieser Zeit erwähnen, die ich vermöge meiner Stellung bei Bonapartes Stiefsohn kennen lernen konnte.

Herr von Bourrienne hat die Vorfälle am 18. Brumaire wahrhaft erzählt. Sein Bericht von diesem merkwürdigen Tage ist eben so genau als interessant; und Alle, welche die geheimen Ursachen der politischen Veränderungen kennen lernen mögen, finden sie in der Auseinandersetzung desselben. Ich kann nicht ein solches Interesse befriedigen, aber bei Durchlesung dieses Werks ist mir manches ins Gedächtniß zurückgekommen, was er als ihm

---

*) Malmaison liegt nämlich $2\frac{1}{2}$ Stunden von Paris; jetzt ist das Schloß seit 1815 in schlechtem Zustande. A. d. Ueb.

unbekannt oder nicht bedeutend genug übergangen hat; ich freue mich, dieses nachtragen zu können.

Als der General Bonaparte das Direktorium stürzte, war ich noch bei Eugen von Beauharnais, aber ich konnte bei diesem alles eben so genau erfahren, als wenn ich bei Madame Bonaparte oder dem General selbst gewesen wäre; denn mein Herr genoß, unerachtet seiner Jugend, das unumschränkte Zutrauen seines Stiefvaters und insbesondere das seiner Mutter, die ihn bei jeder Gelegenheit zu Rathe zog.

Wenige Tage vor dem 18. Brumaire trug mir Eugen die Einrichtung eines Frühstücks auf, welches er an dem Tage seinen Freunden geben wollte. Die Anzahl der Gäste, welche fast lauter Kriegsmänner waren, bestand aus Mehreren, als gewöhnlich. Dieses Junggesellengastmahl wurde von einem Officier erheitert, der Sitten und Benehmen der Direktoren und einiger ihrer Vertrauten nachzuahmen suchte. Um als der Direktor Barras zu erscheinen, drappirte er sich mit der Serviette auf griechische Weise, nahm das schwarze Halstuch ab, schlug den Hemdekragen herunter und ging geckenhaft einher, wobei er sich mit dem linken Arm auf die Schulter eines Tischgefährten stützte, indeß er ihm mit der rechten Hand das Kinn streichelte. Jeder verstand den Sinn dieser Charade und das Gelächter wollte nicht aufhören.

Dann wollte er den Abbé Sieyes vorstellen. Er steckte einen ellenlangen, papiernen Kragen in sein Halstuch, verlängerte sein bleiches Gesicht und machte rittlings auf dem Stuhle einige Sätze, bis er endlich hinfiel, gleichsam als ob ihn ein Pferd abgeworfen hätte. Dies bezog sich darauf, daß der Abbé Sieyes seit einiger Zeit im Garten des Luxembourg Reitstunden nahm, zum großen Vergnügen der Zuschauer, welche sich wegen des steifen Betragens dieses Reiters in Menge dort versammelten.

Nach dem Frühstücke begab sich Eugen zum General Bonaparte, dessen General-Adjutant er war, und seine Freunde verfügten sich zu ihren verschiedenen Corps. Ich ging ihnen nach, denn nach einigen Worten zu schließen, die bei meinem jungen Herrn gesprochen worden waren, glaubte ich etwas Wichtiges erwarten zu können. Eugen hatte seinen Gefährten den Pont Tournant als Ort des Zusammentreffens angegeben; ich verfügte

mich dahin und fand eine bedeutende Anzahl Officiere in Uniform zu Pferde, welche dem General Bonaparte nach Saint Cloud folgen wollten.

Die Oberbefehlshaber jeder Waffengattung hatten auf Antrag des Generals ihrem Officiercorps, eben so wie Eugen, Frühstücke gegeben. Doch waren von den Officieren, selbst von den Generalen, lange nicht Alle in das Geheimniß eingeweiht, und selbst Murat, der sich an der Spitze seiner Grenadiere in den Saal der Fünfhundert warf, glaubte, Bonaparte verlange nur einen Erlaß wegen seiner Jugend, um dann um eine Direktorstelle anzuhalten.

Ich weiß aus sicherer Quelle, daß, als der General Jubé, ein treuer Anhänger Bonapartes, im Hofe des Luxembourg die Direktorialgarde, welche er befehligte, zusammenrief, der ehrenwerthe Gohier, Präsident des Direktoriums *), den Kopf zum Fenster hinaussteckte und ihm zurief: „Bürger General, was haben Sie vor?" — „Bürger Präsident, ich stelle die Garde auf, wie Sie wohl sehen werden." — „Das sehe ich schon, Bürger General, aber zu welchem Endzwecke thun Sie es?" — „Bürger Präsident, ich will sie inspiciren und ein großes Manoeuver anordnen. Vorwärts marsch!" — So zog der Bürger General an der Spitze seines Trupps nach Saint Cloud zu Bonaparte, indeß der Bürger Präsident diesen zum Frühstücke erwartete, wozu er ihn vergeblich auf den Morgen eingeladen hatte.

Der General Marmont hatte die Officiere seiner Waffengattung (wo ich mich nicht irre, der Artillerie) eingeladen. Zu Ende des Frühstücks redete er sie kurz an und forderte sie auf, gemeinschaftliche Sache mit dem Sieger Italiens zu machen und ihn nach Saint Cloud zu begleiten. — „Wie sollen wir dies thun?" rief einer der Gäste, „es fehlt uns Allen an Pferden." — „Wenn nichts weiter im Wege steht, so finden Sie deren genug in meinem Hause. Alle Pferde der Nationalreitbahn habe ich in Beschlag genommen. Hinunter und zu Pferde." Alle anwesende Officiere nahmen die Einladung an, mit Ausnahme des Generals

*) Der Präsident Gohier ist im 85. Jahre seines Lebens zu Paris gestorben, am 29. Mai dieses Jahrs. A. d. Ueb.

Allix, der an dem Lärmen keinen Antheil nehmen zu wollen erklärte.

Am 18. und 19. Brumaire war ich in Saint Cloud. Ich sah den General Bonaparte die Soldaten anreden und einen Befehl ablesen, worin er zum Oberbefehlshaber aller Truppen innerhalb Paris und im ganzen Umfange der 17. Militairdivision ernannt wurde. Dann sah ich ihn verstört den Rath der Alten verlassen und sich zur Versammlung der Fünfhundert verfügen. Ich sah Lucian von mehrern Grenadieren aus dem Versammlungssaale herausführen, welche ihn vor der Wuth seiner Amtsgenossen zu sichern abgeschickt worden waren. Er warf sich bleich und aufgeregt auf ein Pferd und ritt auf die Truppen zu, um sie anzureden. Als er seinen Degen gegen die Brust seines Bruders, des Generals, kehrte und betheuerte, daß er ihn bei einem Angriffe auf die Freiheit zuerst umbringen würde, da schrie man von allen Seiten: Es lebe Bonaparte! Nieder mit den Advokaten! und die Soldaten unter Murat fielen in den Saal der 500 ein. Die anderen Ereignisse sind allbekannt und zu oft erzählt, als daß ich sie noch einmal darstellen möchte.

Der General nahm als erster Konsul seine Wohnung im Luxembourg. Zwar bewohnte er zu gleicher Zeit Malmaison; aber er war, so wie auch Josephine, immer auf der Reise: denn sie besuchten sehr oft Paris, nicht allein wegen der Staatsverhältnisse, welche die Anwesenheit des ersten Konsuls erheischten, sondern auch um ins Theater zu gehen, was Bonaparte sehr gern that; am liebsten in das théâtre français und die italiänische Oper. Ich werde über den Geschmack und die Gewohnheiten der Art beim Kaiser später mehr zu sagen Gelegenheit haben.

Malmaison war zu der Zeit ein herrlicher Ort, wo man nur zufriedene Gesichter sah; überall hörte ich den Namen des ersten Konsuls und der Madame Bonaparte segnen. Im Gesellschaftszimmer derselben war noch keine Spur von der strengen Etiquette, welche später in Saint Cloud, den Tuilerien und den übrigen Pallästen des Kaisers beobachtet wurde. Die Gesellschaft bewies einfache Eleganz, eben so fern von republikanischer Unzartheit, als vom kaiserlichen Luxus. Herr von Talleyrand gehörte zu denen, welche am öftersten hinauskamen; mitunter speiste er da zu Tische,

meistentheils kam er aber erst des Abends zwischen acht und neun Uhr, und kehrte um ein, zwei, auch wohl um drei Uhr Morgens nach Hause zurück. Madame Bonaparte nahm Jeden mit einer Art gefälliger Gleichstellung auf. Murat, Duroc, Berthier kamen vertraulich dahin, so wie alle die anderen Personen, welche später durch hohe Würden und sogar mit Kronen in den Jahrbüchern des Kaiserreichs hervorstrahlten. Die Familie Bonapartes war auch häufig zugegen, aber sie liebte nicht seine Frau, was ich in der Folge deutlich merkte. Hortensia blieb immer bei ihrer Mutter; beide waren einander sehr zugethan. Außer den Angestellten im Staate oder bei der Armee erschienen auch viele durch persönliche Verdienste oder hohe Geburt vor der Revolution ausgezeichnete Männer. Es war wunderlich, alle diese neben einander vorbeiziehen zu sehen und nicht ohne Reiz, wenn auch die Heiterkeit von Eugens Gesellschaften fehlte. Am häufigsten besuchten Herr von Volney, Denon, Lemercier, der Fürst von Poix, die Herren von Laigle, Charles, Baudin, der General Beurnonville, Isabey und viele andre in Kunst und Wissenschaft berühmte Männer, endlich der größte Theil der Gesellschaft, welche zu Frau von Montesson kam.

Madame Bonaparte und Hortensia ritten oft aus, und zu ihren getreuesten Begleitern hatten sie den Fürsten von Poix und die Herren von Laigle. Wie sie einmal in den Hof von Malmaison zurückritten, wurde das Pferd der Hortensia scheu und riß aus. Hortensia ritt sehr gut und war überaus gelenk; sie wollte auf den nahen Rasen springen, da aber die untere Spange ihrer Amazone sie daran verhinderte, so wurde sie abgeworfen und einige Schritte vom Pferde mitgezogen. Glücklicherweise hatten ihre Begleiter sie fallen sehen, waren schnell abgesprungen und hoben sie zu rechter Zeit auf; sie hatte sich nicht im geringsten beschädigt und lachte zuerst über diesen Unfall.

In der ersten Zeit meines Dienstes zu Malmaison schlief der erste Konsul immer bei seiner Frau, wie ein ehrlicher Bürger von Paris, und ich habe von keinem Liebesabentheuer in dem Schlosse gehört. Die meistentheils junge und oft sehr zahlreiche Gesellschaft machte sich Vergnügungen, welche denen auf Schulanstalten

glichen; besonders liebten sie das Haschespiel. Nach Tische pflegten sich Bonaparte, die Herren von Lauriston, Didelot, von Lucay, von Bourrienne, Eugen, Rapp, Isabey, Madame Bonaparte und Hortensia in zwei Lager zu theilen, wo die gemachten und ausgetauschten Gefangenen den ersten Konsul an das große, ihm vor allem zusagende, Kriegsspiel erinnerten.

In dieser Belustigung waren Eugen, Isabey und Hortensia die geschicktesten Läufer, der General fiel oft hin, stand aber immer gleich lautlachend wieder auf.

Bonaparte schien mit seiner Familie sehr glücklich zu leben, besonders in Malmaison. Unerachtet der dortigen Annehmlichkeiten war diese Wohnung damals lange nicht so prachtvoll, wie später. Die ganze Besitzung bestand aus dem Schlosse, welches Bonaparte nach seiner Rückkehr von Aegypten in ziemlich schlechtem Zustande gefunden hatte, einem recht hübschen Park und einem Pachtgute, das höchstens 12000 Franken jährlicher Einkünfte einbrachte. Josephine leitete selbst alle dortige Einrichtungen und bewies einen seltenen guten Geschmack.

Von der ersten Zeit an wurde ein Theater in Malmaison eingerichtet; der erste Konsul liebte diese Zerstreuung, wobei er immer müßiger Zuschauer blieb. Alle Diener des Hauses nahmen an diesen Vorstellungen Theil und es machte uns viel Vergnügen, unsre Herrschaften so auf der Bühne verkleidet zu sehn. Die Truppe von Malmaison, wenn ich so hochgestellte Schauspieler so benennen darf, bestand hauptsächlich aus den Herren Eugen, Hieronymus, Lauriston, Bourrienne, Isabey, Leroy und Didelot, aus Fräulein Hortensia, Madame Carolina Murat und den Demoisellen Auguié, von denen die eine späterhin den Marschall Ney, die andere den Herrn von Broc geheirathet hat. Diese Damen waren jung, liebenswürdig, und wenige Theater zu Paris möchten 4 solche Schauspielerinnen zusammen aufweisen können. Uebrigens benahmen sie sich auf der Bühne sehr gut und spielten ihre Rollen wirklich mit Geist; sie waren fast wie in der Gesellschaft, wo sie sich so fein zu unterhalten wußten. Das Repertoire war im Anfange nicht sehr abwechselnd, aber immer gut gewählt. Die

erste Vorstellung, an der ich Theil nahm, war der **Barbier von Sevilla**, worin **Isabey** den Figaro und **Hortensia** die Rosine spielte; dann der **verliebte Aerger** *). Ein anderes Mal sah ich die **unvorhergesehene Wette** und die **falschen Berathschlagungen**. **Hortensia** und **Eugen** spielten in letzterem Stücke ganz vortrefflich, und ich entsinne mich recht gut, wie **Hortensia** als Madame Leblanc in ihrer alten Kleidung sich noch lieblicher ausnahm. **Eugen** gab den Herrn Lenoir, **Lauriston** den Charlatan. Der erste Konsul war, wie gesagt, nur Zuschauer, aber er fand herzliches Vergnügen an diesem Familientheater; er lachte, klatschte Beifall und tadelte auch mitunter. Madame **Bonaparte** konnte auf das Spiel ihrer Kinder, der besten Mitglieder in der Gesellschaft, stolz sein, aber es hätte ihr schon Vergnügen gemacht, zur Belustigung ihres Mannes beizutragen, denn ihre Hauptbemühung war immer, den großen Mann, der sich an sie angeschlossen hatte, glücklich zu machen.

War einmal eine Vorstellung festgesetzt, so fiel sie niemals aus, wohl aber wurde das Stück verändert, nicht weil eine Schauspielerin Unwohlsein oder Kopfschmerzen verspürte, wie es auf den pariser Theatern geschieht, sondern aus wichtigern Beweggründen. Oft mußte Herr von **Etieulette** augenblicklich zu seinem Regimente zurück, oder der Graf Almaviva auf eine wichtige Sendung; aber Rosine und Figaro blieben immer auf ihren Posten und die Umgebung des ersten Konsuls suchte ihm immer so gefällig zu sein, daß in der Abwesenheit ihrer Vorgesetzten die Stellvertreter den besten Willen zeigten, und aus Mangel an Schauspielern niemals ein Stück mißlang **).

*) **Le dépit amoureux**, von Moliere. A. d. Ueb.

) **Michau, von der **comédie française**, war der Lehrmeister der Gesellschaft; wenn es einem der Schauspieler an Wärme fehlte, rief er: „Warm, warm!“

Drittes Kapitel.

Bonaparte bei seiner Abreise nach Aegypten. — Anstiftungen gegen das Leben des ersten Konsuls. — Seine Lebensweise bis zur Abreise nach Italien im Jahr 1800.

Kurz nach meinem Dienstantritte bei Madame Bonaparte lernte ich Herrn Charvet, den Verwalter von Malmaison, kennen; wir wurden immer genauer bekannt und zuletzt gab er mir eine seiner Töchter zur Frau. Ich suchte von ihm alles, was sich auf Bonaparte und seine Gemahlin vor meinem Eintritte bezog, zu erfahren und er war in der Hinsicht sehr gern mittheilend; von ihm habe ich folgendes über Mutter und Tochter gehört.

Als der General nach Aegypten abreiste, begleitete ihn Madame Bonaparte bis nach Toulon; sie wollte ihm sogar nach Aegypten folgen, und als der General dawider sprach, machte sie ihm die Bemerkung, sie könne, als geborne Kreolin, die Hitze des Klimas gewiß gut ertragen. Durch besonderen Zufall stand es ihr frei, auf der Pomona die Ueberfahrt zu machen, auf eben dem Schiffe, welches sie in der frühesten Jugend von Martinique nach Frankreich gebracht hatte. Der General gab ihren Wünschen nach, versprach ihr das Schiff zu schicken, und bat sie unterdessen die Bäder von Plombieres zu gebrauchen. So waren sie überein gekommen, und sie freute sich, ihrem alten Wunsche gemäß, nach Plombieres reisen zu können, denn sie wußte, wie nützlich die dortigen Bäder zur Belebung der geschwächten Fruchtbarkeit sein sollen.

Sie war nur erst kurze Zeit dort, als eines Morgens, da sie in ihrem Zimmer Tücher säumte und mit den Gesellschaftsdamen plauderte, die Frau von Cambis, welche auf dem Balcon war, sie herzurief, um ihr einen hübschen Hund zu zeigen. Alles lief der Madame Bonaparte auf den Balcon nach, so daß er mit schrecklichem Lärmen einbrach. Glücklicher Weise kam keine um,

aber Frau von Cambis brach ein Bein; Madame Bonaparte wurde sehr beschädigt, ohne sich im Geringsten etwas zerbrochen zu haben. Charvet, der in einem Zimmer über dem Salon war, eilte herbei, ließ gleich ein Kalb schlachten, und sie in die Haut davon einwickeln. Die Wiederherstellung währte lange. Arme und Hände waren so gequetscht, daß sie einige Zeit keinen Gebrauch davon machen konnte; man mußte ihr die Speisen vorschneiden, zu essen geben und sie überhaupt wie ein kleines Kind bedienen.

Ihr Aufenthalt in Plombieres sollte nicht lange dauern, weil sie ihrem Manne nach Aegypten folgen wollte; weil aber ihr Unfall dieses aufzuschieben nöthigte, so wünschte sie während der Besserung ihre Tochter Hortensia bei sich zu haben, welche damals 15 Jahre alt bei Madame Campan erzogen wurde. Sie ließ diese durch eine vertraute Mulattin abholen, Namens Euphemia, welche eine Milchschwester der Madame Bonaparte war, und, ich weiß nicht ob aus gegründeten Ursachen, von vielen sogar für eine natürliche Schwester derselben gehalten wurde. Euphemie und Charvet reisten in einem Wagen der Madame ab. Fräulein Hortensia freute sich bei ihrer Ankunft über die Reise, vorzüglich aber, daß sie in der Nähe ihrer vielgeliebten Mutter sein sollte. Sie war, ich will nicht sagen, gefräßig, aber doch naschhaft zum Uebermaß; in jeder bedeutenderen Stadt, durch welche sie reisten, mußte man Bonbons und anderes Naschwerk in den Wagen holen, welches sie schnell verzehrte. Einmal waren Euphemie und Charvet fest eingeschlafen, als sie plötzlich durch einen furchtbaren Knall aufgeweckt wurden, der sie desto mehr beängstigte, als sie sich beim Erwachen in einem dichten Wald befanden. Dieser Zufall brachte Hortensien zu lautem Lachen, denn so wie jene ihre Angst bezeigten, überschwemmte sie ein wohlriechender Schaum, der deutlich die Ursache davon erklärte: eine Flasche Champagner war in einer Wagentasche entweder durch Hitze und Rütteln, oder durch die schelmische Reisende gesprungen. Als Fräulein Hortensia in Plombieres eintraf, war die Mutter fast ganz hergestellt, so daß die Schülerin der Madame Campan alle ihrem Alter passende und zusagende Vergnügungen genoß.

Man sagt mit Recht, daß Unglück mitunter nützt, denn ohne

jenen Unfall hätte Madame Bonaparte leicht den Engländern in die Hände fallen können; sie erfuhr, daß die Pomona von diesen Feinden Frankreichs weggenommen worden war. Uebrigens rieth der General Bonaparte in allen seinen Briefen die Reise ab und so kehrte sie nach Paris zurück.

Bei ihrer Ankunft dachte Josephine einen Wunsch ihres Gatten zu erfüllen. Er hatte sich für seine Wiederkunft ein Landhaus gewünscht, und seinem Bruder Joseph deshalb Aufträge gegeben, die dieser nicht ausführte. Da jene aber immer ihrem Manne zu Gefallen leben mochte, trug sie Mehreren die Erkundigung nach einem gesunden Wohnsitz ein den Umgegenden von Paris auf. Sie schwankte lange zwischen Ris und Malmaison, endlich entschied sie sich für letzteres und kaufte es von Lecoulteux Dumoley für 400,000 Franken, wie ich glaube.

Alles dies erfuhr ich von Herrn Charvet in der ersten Zeit meines Dienstes bei Madame Bonaparte; denn ein Jeder in ihrem Hause mochte gern von ihr reden, aber gewiß niemals etwas Böses, denn ihre Umgebung liebte sie, wie sie es auch verdiente. Auch der General Bonaparte war im Innern seines Privatlebens ein trefflicher Mann.

Seit der Rückkehr des ersten Konsuls aus Aegypten hatte man mehrere Mal sein Leben bedroht. Er hatte oft Warnungen von der Polizei erhalten, sich in Acht zu nehmen und nicht allein die Umgegend von Malmaison zu besuchen, aber er war zu der Zeit nicht sehr mißtrauisch. Erst die Entdeckung der Nachstellungen, die man sogar bis ins geheimste Zimmer gewagt hatte, zwang ihn zur Vorsicht. Diese Verschwörungen sollen nur Erdichtungen der Polizei gewesen sein, um sich dem ersten Konsul unentbehrlich zu machen, oder gar (wer weiß) von diesem selbst ersonnen, um die Theilnahme an seiner Person durch die Befürchtung der Gefahren, welche sein Leben bedrohten, zu verdoppeln; als Beweis für die Unwahrheit dieser Versuche hat man deren Abgeschmacktheit angeführt. Ich kann diese Geheimnisse nicht aufklären, aber mich dünkt in solchen Sachen die Abgeschmacktheit kein Beweis, wenigstens keiner für die Unwahrheit derselben. Giebt es denn etwas Unsinnigeres und dennoch Wahreres, als die schreckliche Höllenmaschine? Im Hause selbst hegte oder äußerte

doch keiner die Muthmaßung, daß diese Versuche nicht wirklich Statt gefunden hätten.

Alle Mittel schienen den Feinden des Konsuls gut, um ihn umzubringen. Sie berechneten alles, sogar seine Zerstreutheit. Hier einen Beweis davon.

Die Kamine in den Zimmern des ersten Konsuls zu Malmaison bedurften vieler Ausbesserungen und Verschönerungen. Der Unternehmer dieser Arbeit hatte Marmorschneider geschickt, unter denen allem Anscheine nach mehrere, von den Verschwörern bestochene Bösewichte waren. Die beim ersten Konsul Dienenden waren immer wachsam, weil man Leute gesehen zu haben glaubte, die nur zu arbeiten schienen, aber im Aeußeren und Benehmen ganz andere Beschäftigungen anzeigten. Der Argwohn war nur zu gegründet, denn als der erste Konsul in die Zimmer einziehen wollte, fand er bei einem Durchgange auf dem ihm bestimmten Bureau eine Tabaksdose, welche ganz einer von denen glich, welche er zu tragen pflegte. Man hielt sie erst für eine der seinigen, welche sein Kammerdiener dort vergessen hatte, aber wegen des Verdachts auf mehrere Arbeiter ließ man den Tabak untersuchen und zersetzen. Er war vergiftet.

Die Anstifter dieser Schändlichkeit waren, wie man sagt, mit andern Verschwörern zu der Zeit im Einverständniß, und man wollte den ersten Konsul auf andre Weise aus der Welt schaffen. Sie wollten die Wache des Schlosses von Malmaison anfallen und den Konsul mit Gewalt entführen. Dazu hatten sie sich Uniformen, wie der der Konsularwache, die damals Tag und Nacht beim Konsul den Dienst hatten und ihm auf allen seinen Ausgängen folgten, machen lassen. Unter dieser Kleidung und mit Hülfe der einverstandenen Marmorarbeiter im Pallaste hätten sie sich unter die Wachen mischen können, welche im Schlosse wohnten und gespeist wurden, und sie hätten sogar den ersten Konsul zu entführen vermocht. Doch gab man dieses Vorhaben als zu unsicher auf, und dachte daran, die häufigen Reisen desselben nach Paris zu benutzen. Mit Hülfe ihrer Verkleidung wollten sie sich auf dem Wege an die Wache anschließen, und ihn umbringen. Ihr Versammlungsort war an dem Thore von Nanterre, aber dieser Plan wurde

zuvor bekannt. Im Park gab es einen ziemlich tiefen Steinbruch: damit sie sich nicht darin versteckten und den ersten Konsul auf einem seiner Spaziergänge ermordeten, ließ man ein Eisengitter davor machen.

Am 19. Februar 1800, um ein Uhr Nachmittags begab sich der erste Konsul in prachtvollem Aufzuge zu den Tuilerien, die damals der Regierungspallast hießen, um dort mit seiner Familie zu wohnen. Seine beiden Amtsgenossen waren bei ihm; der dritte Konsul ließ sich dort ebenfalls im pavillon de Flore nieder. Die Konsuln fuhren in einem Wagen mit 6 Schimmeln, welche der deutsche Kaiser dem Sieger Italiens nach dem Friedensabschlusse von Campo Formio geschenkt hatte. Eben derselbe hatte zu der Zeit dem ersten Konsul den prachtvollen Säbel geschenkt, welchen dieser an dem Tage trug. Bei dieser feierlichen Wohnungsveränderung galt das Beifallrufen der Volksmenge und selbst der ausgezeichnetsten Zuschauer, welche in der Straße Thionville und dem Quai Voltaire an den Fenstern lagen, nur dem ersten Konsul und den jungen Kriegern seines glänzenden Generalstabs, die von der Sonne der Pyramiden oder Italiens gebräunt waren. Zuerst zog L a n n e s, der an seiner verwegenen Miene und ganz militärischem Benehmen leicht zu erkennen war, dann M u r a t, der damit eine gesuchte Pracht in Kleidung und Waffenwahl verband, und nebenbei als junger Schwager des ersten Konsuls die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich sah nur auf die Hauptperson des ganzen Zugs, die ich, wie das mich umgebende Volk, mit heiliger Bewunderung betrachtete, zunächst aber auf seinen Stiefsohn, den Sohn meiner trefflichen Herrin, meinen alten Herrn, den tapfern, guten und bescheidenen Prinzen E u g e n, der damals noch kein P r i n z war. In den Tulerien bezog der erste Konsul die auch später von ihm bewohnte Wohnung, welche zu den frühern königlichen Zimmern gehörte. Sie bestand aus einem Schlafzimmer, einem Badesaale, einem Kabinet und Salon, worin er des Morgens Audienz gab, einem zweiten Salon für die diensthabenden Generaladjutanten, der auch zum Speisesaale gebraucht wurde, und einem großen Vorzimmer. Madame B o n a p a r t e wohnte besonders im Erdgeschosse, wo sie auch als Kaiserin blieb. Ueber den Zimmern des

ersten Konsuls wohnte Herr von Bourrienne, sein Secretär, der durch eine geheime Treppe herunterkommen konnte.

Obgleich es zu der Zeit schon Hofleute gab, so gab es doch noch keinen Hof. Die Etiquette war sehr einfach. Der erste Konsul schlief bei seiner Frau. Sie wohnten bald in den Tuilerien, bald in Malmaison; man sah weder einen Großmarschall, noch Kammerherrn, weder Präfekte des Pallastes, noch Ehrendamen, Anmeldedamen oder Kammerdamen, noch Pagen. Das Hausgesinde des ersten Konsuls bestand aus dem Haushofmeister, Herrn Pfister, dem Oberkoch Venard, den Rechnungsführern Gaillot und Dauger, und dem Küchenmeister Colin. Herr Ripeau war Bibliothekar, Vigogne der Vater, Stallmeister. Die in seiner nächsten Umgebung Angestellten waren der erste Kammerdiener Hambart, der Unterkammerdiener Hebert und der Mameluck Roustan; außerdem waren noch an 15 Personen für niedrigere Dienste. Herr von Bourrienne sah auf Alles und sorgte für die Ausgaben; obgleich er sehr heftig war, so hatte er sich doch die allgemeine Achtung zu verschaffen gewußt, weil er gefällig und überaus billig war. Seine Ungnade bedauerte das ganze Haus; ich bin immer mit aufrichtiger Ehrfurcht seiner eingedenk geblieben, und wenn er unter den Großen Feinde gefunden hat, so haben sich ihm doch seine Untergebenen immer erkenntlich bewiesen.

Einige Tage darauf wurde das diplomatische Corps eingeladen; ich will dabei die Einfachheit der Etiquette schildern.

Um 8 Uhr Abends waren die Zimmer der Madame Bonaparte voll von Menschen; man sah einen prachtvollen Glanz von Diamanten, Federn, geschmackvollen Kopfputzen; und es wurde nothwendig die Schlafstube zu öffnen, weil beide Säle so gedrängt voll waren, daß man nicht umhergehen konnte.

Nach vieler Mühe nahm diese Gesellschaft endlich Platz, wie es eben anging, und man meldete Madame Bonaparte, welche mit Herrn von Talleyrand erschien. Sie trug ein weißes Musselinkleid mit kurzen Aermeln, ein Perlenhalsband und war in bloßem Kopfe, die Haare geflochten, welche ein Schildpattkamm mit reizender Nachlässigkeit festhielt: das Beifallmurmeln bei ihrem Eintritte konnte ihr nur angenehm sein. Niemals hatte sie mehr Reiz und Majestät.

Herr von Talleyrand führte sie, und stellte ihr nach einander die Mitglieder des diplomatischen Corps vor, nicht nach ihren Eigennamen, sondern nach denen ihrer Höfe. Hierauf ging er mit ihr durch die beiden Säle. Als sie kaum durch die Hälfte des zweiten Saales waren, trat unangemeldet der erste Konsul ein, in einfacher Uniform, mit einer dreifarbigen, seidenen Schärpe und gleicher Franze. Er trug weiße, kasimirne, festanliegende Beinkleider, Stiefeln mit Aufschlägen und den Hut in der Hand. Diese so ungesuchte Kleidung stach eben so bedeutend gegen die gestickten, mit Orden und Edelsteinen geschmückten, Kleider der Gesandten und fremden Würdenträger ab, als die Toilette der Madame Bonaparte gegen die der eingeladenen Damen.

Bevor ich erzähle, wie ich den Dienst der Madame Bonaparte für einen beim ersten Konsul aufgab, und wie ich von Malmaison nach Italien zog, will ich einiges aus der Zeit, die ich bei ihr zubrachte, erwähnen. Sie mochte gern lange aufbleiben, und wenn die Abendgesellschaft fort war, eine Partie Billard oder Imperiale spielen. Einmal hatte sie Alle fortgeschickt und war doch noch munter, da fragte sie mich, ob ich Billard spielen könnte; als ich dies bejahte, lud sie mich gnädigst zu einer Partie ein, und so spielte ich mehrmals mit ihr. Obgleich ich ziemlich gut spielte, so wußte ich es doch so einzurichten, daß sie fast immer gewann, was ihr viel Vergnügen machte; das hätte ich bei jeder nur halb so liebenswürdigen Frau gethan.

Der Verwalter von Malmaison, welcher das volle Vertrauen seiner Herrschaft besaß, hatte unter andern Schutzmitteln für das Leben des ersten Konsuls auch mehrere ungeheuere Hunde abrichten lassen, worunter zwei wunderschöne von Neufundland. Man arbeitete unausgesetzt an den Verschönerungen, und eine Menge Arbeitsleute brachte die Nacht dabei zu, welche man warnte, des Nachts allein hinauszugehen. Einmal waren mehrere dieser Hunde bei den Schloßarbeitern und ließen sich von diesen liebkosen; ihre anscheinliche Sanftmuth gab einem derselben Muth und Tollkühnheit genug, sich hinauszuwagen, und um jede Gefahr zu vermeiden, hielt er es für besser, einen mitzunehmen. Dies that er und sie gingen ruhig bis zur Thüre, wie er aber eben hinaus war, fiel der Hund seinen Begleiter an und warf ihn zu Boden; sein

Schreien zog mehrere herbei, die ihn noch zur rechten Zeit retteten, denn der Hund hielt ihn fest an der Kehle, und man hob ihn schwer verletzt auf. Madame Bonaparte ließ ihn sorgfältig verpflegen und gab ihm nach seiner Herstellung eine bedeutende Belohnung mit der Anempfehlung größerer Vorsicht für die Zukunft.

So oft der erste Konsul sich den Geschäften entziehen konnte, kam er nach Malmaison; den Abend vor jedem Decadi war man im Schlosse immer gespannt und freudig. Madame Bonaparte schickte Diener zu Fuß und zu Pferde ihrem Gatten entgegen: oft that sie es selbst mit der Tochter und den Hausfreunden. War ich nicht augenblicklich dienstthuend, so ging ich ebenfalls allein denselben Weg, denn ein Jeder nahm Theil an ihm. So kühn und wüthend waren seine Feinde, daß der kurze Weg von Paris bis Malmaison voll von Gefahren und Nachstellungen war, man wußte, daß man ihn hatte entführen wollen. Am verdächtigsten war der Weg bei den Steinbrüchen von Nanterre, deshalb wurde dieser auch am genauesten von den Hausleuten bewacht, wenn der erste Konsul zu Besuch kam; zuletzt verschüttete man sogar die zunächst dem Wege liegenden Löcher. Er bewies uns seine Erkenntlichkeit für unsre Sorgfalt, schien aber immer unbesorgt zu sein und spottete sogar über unsre Angst. Dann erzählte er ernsthaft der guten Josephine, wie er mit genauer Noth entkommen sei, welche verdächtigen Gesichter ihm auf dem Wege entgegengekommen, daß ein Mann auf ihn gezielt habe, bis sie ängstlich geworden war; alsbald fing er an zu lachen, schlug oder küßte ihr Hals und Wange und sagte: „Sei ohne Furcht, dickes Thier, sie wagen es nicht!“

An diesen Urlaubstagen, wie er sie nannte, beschäftigte er sich am meisten mit seinen Privatangelegenheiten. Aber er war immer thätig; er ließ abreißen, wiederaufbauen, vergrößern, ebnen, im Schlosse oder Park abbauen, untersuchte die Ausgaben, berechnete die Einkünfte und schrieb Sparsamkeit vor. So ging die Zeit schnell vorbei, und dann kam der Augenblick wieder, in dem er, nach seinem Ausdrucke, das Halsband des Elends wieder anlegen mußte.

Viertes Kapitel.

Constant tritt in die Dienste des ersten Konsuls. — Feldzug nach Italien. — Schlacht bei Marengo.

Gegen Ende des Märzes 1800, ungefähr ein halbes Jahr nach meinem Eintritt bei Madame Bonaparte, warf der erste Konsul während des Essens seine Blicke auf mich, prüfte mich von Kopf bis Fuß und sagte endlich zu mir: „Junger Mann, möchten Sie mich in den Feldzug begleiten?“ Ich gab ihm zu erkennen, daß dies mein eifrigster Wunsch sei. „Gut, Sie folgen mir.“ Gleich nach Tische befahl er dem Intendanten Pfister, mich zu den Hausleuten aufzuschreiben, die mit ihm reisen sollten. Ich hatte mich nicht viel einzurichten, und war entzückt, dem großen Manne in der Nähe sein zu können; ich sah mich schon diesseits der Alpen. — Aber der erste Konsul reiste ohne mich ab. Herr Pfister hatte durch ein, vielleicht absichtliches, Versehen, mich aufzuschreiben vergessen. Ich war in Verzweiflung und erzählte weinend meiner guten Herrin diesen Unfall; sie tröstete mich und sagte: „Es ist noch nicht Alles verloren, Freund Constant. Sie bleiben bei mir, jagen zur Zerstreuung im Park und am Ende fragt der erste Konsul nach Ihnen.“ Doch glaubte sie dies nicht wirklich, denn sie dachte, ohne es mir sagen zu mögen, daß der erste Konsul seinen Willen geändert und einen Gegenbefehl in Hinsicht meiner ertheilt hätte. Bald erfuhr ich das Gegentheil. In Dijon, auf seinem Zuge zum Berge St. Bernhard, fragte er nach mir und erfuhr, daß man mich vergessen habe; er bewies sich unzufrieden darüber und ließ Hrn. von Bourrienne sogleich an Madame Bonaparte schreiben, daß ich nachkommen sollte. Als ich eines Morgens mehr als gewöhnlich darüber verstimmt war, ließ sie mich rufen und sagte mir, den Brief des Hrn. v. Bourrienne in der Hand: „Constant, wenn Sie uns denn Ihrer Feldzüge halber verlassen wollen, so freuen Sie sich nur. Sie müssen abreisen, der erste Konsul will Sie bei sich haben. Gehen

Sie zu Herrn Maret, ob er nicht bald einen Courier fortschickt, Sie könnten mit einem solchen reisen." Bei dieser Nachricht war ich so entzückt, daß ich meine Freude nicht verbergen konnte. „Es ist Ihnen also so lieb uns zu verlassen?" bemerkte Madame Bonaparte mit gütigem Lächeln. — „Nein, Madame," antwortete ich; „ich verlasse Madame nicht, wenn ich in die Nähe des ersten Konsuls komme." — „Das hoffe ich auch. Gehen Sie, Constant, und sorgen Sie recht sehr für ihn." Hätte es dessen bedurft, so wäre mir diese Empfehlung meiner werthen Herrin eine neue Aufmunterung zur Wachsamkeit gewesen.

Ich lief eiligst zum Staatssekretär Maret, der mich immer mit vieler Güte aufnahm. „Machen Sie sich sogleich bereit," sagte dieser, „heute Abend oder Morgen früh geht ein Courier ab." Ich meldete nun der Madame Bonaparte meine baldige Abreise. Sie ließ mir eine gute Postchaise zurecht machen und Thibaut (so hieß der Courier) erhielt den Auftrag, Pferde für mich auf dem Wege zu bestellen. Herr Maret gab mir 800 Franken Reisekosten, bei welcher unerwarteten Summe ich die Augen aufriß, denn so reich war ich noch nie gewesen. Um 4 Uhr Morgens ließ mir Thibaut sagen, Alles sei in Bereitschaft; ich ging zu ihm und wir fuhren ab.

Ich reiste sehr angenehm, bald in der Postchaise, bald als Courier, dann tauschte ich den Platz mit Thibaut. Ich hoffte den ersten Konsul in Martigny anzutreffen, aber er reiste so schnell, daß ich ihn erst in dem Kloster des Bernhard wiedersah. Auf unserm ganzen Wege kamen wir immer an marschirenden Regimentern, Officieren und Soldaten, die zu ihren verschiedenen Corps zogen, vorbei. Ihre Begeisterung war unbeschreiblich. Die schon früher am ersten Feldzuge in Italien Theil genommen hatten, freuten sich wieder ein so schönes Land zu besuchen; die es noch nicht kannten, sehnten sich die Schlachtfelder zu sehen, welche durch französische Tapferkeit und das Genie des heldenmüthigen Anführers unsterblich geworden sind. Alle gingen gleichsam zu einer Festlichkeit und überstiegen singend die Walliser Berge. Um 8 Uhr Morgens kam ich ins Hauptquartier, Pfister meldete mich an und ich fand den Oberbefehlshaber im großen Saale des Hospiciums. Er frühstückte stehend mit dem Generalstabe. So

wie er mich sah, sagte er: „Ach, da sind Sie, mein loser Herr! Warum sind Sie nicht mit mir gekommen?“ Ich entschuldigte mich damit, daß ich zu meinem Bedauern einen Gegenbefehl erhalten, oder wenigstens bei der Abreise zurückgelassen worden sei. „Verlieren Sie keine Zeit, Freund, essen Sie schnell einen Bissen, wir reisen gleich weiter.“ Von dem Augenblicke an gehörte ich zu den eigenen Dienern des ersten Konsuls, als Unterkammerdiener, wenn die Reihe an mich kam. Dabei war wenig zu thun, denn der erste Kammerdiener, Hambart, pflegte ihn von Kopf bis Fuß anzukleiden.

Gleich nach dem Frühstücke stiegen wir den Berg hinunter. Einige glitschten auf dem Schnee hinab, so ungefähr wie auf einer Rutschbahn, was ich auch that. Das nannte man sich aufnehmen lassen. Der Oberbefehlshaber stieg eben so einen fast perpendikulären Gletscher hinunter, wobei ihm ein muthiger Bauer zum Führer diente, welchem man für sein Leben ein Kapital aussetzte. Viele junge, im Schnee verirrte Soldaten wurden halb erfroren von den Hunden der Geistlichen aufgespürt und in das Hospicium getragen, wo sie, aufs Eifrigste versorgt, bald zum Leben zurückgekehrt waren. Der erste Konsul dankte den Wärtern für eine so edle und thätige Barmherzigkeit. Schon vor seiner Abreise von dort, wo Tische mit Lebensmitteln für die Soldaten aufgestellt waren, hatte er, für ihre Gastfreundlichkeit gegen seine Kriegsgenossen und sich, eine beträchtliche Summe zurückgelassen, so wie eine Geldstiftung zur Unterhaltung ihres Klosters.

An demselben Tage bestiegen wir den Berg Albaredo, da aber Reiterei und Geschütz nicht darüber konnten, so zogen diese durch die Stadt Bard, unter den Batterien des Forts. Der erste Konsul hatte befohlen, man solle bei Nacht in Galopp durchziehen und die Räder der Artilleriewagen, so wie die Hufe der Pferde mit Stroh umwinden. Diese Vorsichtsmaßregeln verhinderten nicht ganz, daß die Oesterreicher nicht unsere Truppen hörten und die Kanonen des Forts feuerten unaufhörlich. Aber die Häuser der Stadt schützten glücklicherweise unsre Soldaten, und mehr als die Hälfte der Armee kam durch, ohne viel gelitten zu haben. Das Gefolge des ersten Konsuls, wozu ich gehörte, umging, von General Gardanne befehligt, das Fort von Bard. Am 23. Mai

durchwateten wir die Furt eines Stromes zwischen der Stadt und dem Fort, den ersten Konsul an der Spitze. Darauf kletterte er mit General Berthier und mehrern Officieren einen Fußsteig des Albaredo hinauf, der Stadt und Fort von Bard bestrich. Dort richtete er sein Fernrohr auf die feindlichen Batterien, vor deren Feuer ihn nur weniges Gebüsch schützte, und tadelte die Anordnungen des die Belagerung befehligenden Officiers; er ließ sie umändern, damit, wie er selbst sagte, die Stadt ihm bald in die Hände fiele, und er die Sorgen los sei, die ihn zwei Nächte im Kloster Saint Maurice nicht hatten schlafen lassen. Dann legte er sich bei einer Tanne nieder und schlief fest ein, indeß die Armee weiter zog. Nach dieser kurzen Erquickung stieg er hinunter, setzte seinen Marsch fort, und übernachtete in Ivrea. Der tapfere General Lannes, Befehlshaber der Avantgarde, diente uns wie ein Quartiermeister, da er alle im Wege liegende Plätze mit Sturm einnahm. So hatte er erst einige Stunden vor unserer Ankunft den Durchpaß von Ivrea erstürmt.

Dies war der wunderbare Uebergang über den St. Bernhard. Pferde, Kanonen, Pulverwagen, eine ungeheuere Menge Bagage, Alles wurde über unbesteigbar scheinende Gletscher gezogen und getragen, sogar über Pfade, die für einen einzelnen Menschen nicht zu beschreiten schienen. Die französische Armee ließ sich eben so wenig von den Kanonen der Oesterreicher, als von Schnee und Eis abhalten; so sehr hatte sich der Geist und die Ausdauer des ersten Konsuls dem niedrigsten Soldaten mitgetheilt und Allen einen Muth und eine Kraft eingeflößt, deren Erfolge eines Tages fabelhaft scheinen werden.

Am 2. Juni, als wir über den Tesin setzten und in Mailand einzogen, erfuhr der erste Konsul, daß die Festung von Bard den Abend vorher eingenommen worden sei. So hatten seine Anordnungen schnell ihren Zweck erreicht, und die Communicationslinie über den St. Bernhard war frei.

Der Einzug in Mailand geschah ohne großen Widerstand. Die ganze Volksmenge war dem ersten Konsul entgegen gezogen, und er wurde mit lautem Jubel empfangen. Das Zutrauen der Mailänder verdoppelte sich, als sie erfuhren, daß er den versammelten Geistlichen versprochen hatte, den katholischen Cultus und

Klerus aufrecht zu erhalten, und sie den Eid der Treue der cisalpinischen Republik hatte leisten lassen.

Der erste Konsul blieb einige Tage in der Hauptstadt, während welcher Zeit ich meine Kollegen, Hambart, Roustan und Hebert, näher kennen lernte. Wir lösten uns jede 24 Stunden pünktlich um Mittag ab. Meine erste Sorgfalt war, wie ich es in der Umgebung von neuen Gesichtern zu thun pflegte, die Launen und Eigenheiten meiner Gefährten zu beobachten, um in Zukunft mich darnach zu richten, und schon im Voraus zu wissen, was ich von ihrem Umgange ungefähr zu fürchten oder zu hoffen hätte.

Hambart hing treu am Konsul, den er nach Aegypten begleitet hätte, war aber leider so finster und trübsinnig, daß er höchst unangenehm wurde. Die Begünstigung Roustans trug vielleicht zu dieser feindlichen Stimmung bei. In seiner Verirrung glaubte er sich besonders beobachtet, schloß sich nach beendigtem Dienste in seine Stube ein und verlebte die Musezeit in der traurigsten Einsamkeit. Der erste Konsul scherzte bei guter Laune über diese Zurückgezogenheit, und nannte ihn lachend Mademoiselle Hambart. „Nun, Mademoiselle, was machen Sie so allein in Ihrer Stube? Sie lesen gewiß alte Romane, elende Bücher, die von entführten Prinzessinnen handeln, welche ein grausamer Riese hütet.“ Dann antwortete der arme Hambart sauertöpfisch: „Mein General, Sie wissen gewiß besser als ich, was ich vornehme,“ wobei er auf die Späher anspielte, von denen er sich stets umringt glaubte. Dennoch bewies sich ihm der erste Konsul immer sehr gütig. Bei des Kaisers Abreise in das Lager von Boulogne wollte er ihm nicht folgen, und erhielt das Verwalteramt im Pallaste von Meudon, wo er eine Menge toller Streiche beging. Er nahm ein trauriges Ende in den 100 Tagen, nachdem er beim Kaiser vorgelassen worden war; er bekam einen seiner Anfälle, und stürzte sich mit solcher Wuth in ein Küchenmesser, daß die Klinge zwei Zoll hinten hervorstach. Weil man mich zu der Zeit dem Zorn des Kaisers ausgesetzt glaubte, so verbreitete sich das Gerücht von meinem Selbstmorde, der sogar in einigen Zeitungen angezeigt wurde.

Hebert, Unterkammerdiener, war sehr sanfter Natur, aber überaus ängstlich; er war, wie alle Hausleute, dem ersten Konsul

sehr ergeben. Eines Tages ließ Bonaparte in Aegypten in Abwesenheit Hambarts, weil er sich selbst nicht rasiren konnte (darin habe ich ihn erst unterrichtet), Hebert rufen. Da dieser wegen seiner großen Aengstlichkeit mehrere Male seinen Herrn ins Kinn geschnitten hatte, so sagte ihm letzterer, der eine Scheere in der Hand hielt, als er mit dem Rasirmesser sich näherte: „Nimm Dich in Acht, Kerl; schneidest Du mich, so stoße ich Dir die Scheere durch den Leib." Diese mit sehr ernsthafter Miene ausgesprochene, aber nur im Scherz gemeinte, Drohung, wie sie der Kaiser sehr liebte, erschreckte Hebert so sehr, daß er nicht zu Stande kommen konnte. Er fing an krampfhaft zu zittern, das Messer entfiel seiner Hand und der Oberbefehlshaber mochte ihm noch so sehr den Hals hinstrecken und lachend sagen: „Nun Hasenherz, mach' daß Du fertig wirst!" Hebert mußte nicht nur diesmal aufhören, sondern auch sein Leben lang das Rasiren unterlassen. Der Kaiser konnte solche übertriebene Furchtsamkeit an seinen Dienern nicht leiden, aber dennoch gab er ihm, bei der Ausschmückung des Schlosses zu Rambouillet, auf sein Ansuchen, die Verwalterstelle.

Roustan, der unter dem Namen: der Mameluck des Kaisers, so wohl bekannt ist, war aus guter, georgischer Familie; im siebenten Jahre entführt und nach Kairo gebracht, wurde er mit andern jungen Sklaven zum Dienst der Mamelucken erzogen, bis sie alt genug waren, um selbst in diese Kriegerschaar aufgenommen zu werden. Der Scheik von Kairo schenkte dem General Bonaparte ein prachtvolles arabisches Pferd, Roustan und noch einen Mamelucken, Ibrahim, der später unter dem Namen Ali in die Dienste der Madame Bonaparte trat. Man weiß, daß Roustan bei allen öffentlichen Gelegenheiten ein nothwendiger Begleiter des Kaisers wurde. Er nahm an allen Reisen, Aufzügen, und was ihm am meisten zur Ehre gereicht, an allen Schlachten Theil. Im glänzenden Generalstabe des Kaisers glänzte er vor Allen durch seine reiche morgenländische Kleidung. Sein Auftreten machte, vorzüglich beim Volke und in den Provinzen, ungeheuere Wirkung. Er sollte beim Kaiser sehr in Gunsten stehen, und zwar, wie einige Leichtgläubige vermeinten, weil er einmal das Leben seines Herrn gerettet habe, indem er sich zwischen ihn und einen feindlichen Säbel warf. Aber das ist wohl ein Irrthum.

Die ausgezeichnete Gunst, deren er genoß, rührte von der allgemeinen Güte des Kaisers gegen seine Dienstleute her und betraf auch nur die häuslichen Verhältnisse. Roustan heirathete eine schöne Französin, Mademoiselle Douville, deren Vater Kammerdiener bei der Kaiserin Josephine war. In den Jahren 1814 und 1815 machte man ihm in mehreren Zeitungen den Vorwurf, daß er denjenigen verlassen habe, welchem er sich immer so ergeben nannte; aber er erwiederte darauf, daß ihm Familienverhältnisse nicht gestatteten, aus Frankreich zu gehen und sein häusliches Glück zu stören.

Ibrahim nahm den Namen Ali im Dienste der Madame Bonaparte an; er war häßlicher als sonst ein Araber und von bösartigem Aeußern. Ein kleiner Vorfall im Malmaison mag eine Vorstellung von seinem Charakter geben. Eines Tages spielten wir auf dem Grasplatze des Schlosses, wo ich ihn beim Laufen aus Versehen hinwarf. Wüthend über den Fall sprang er auf, zog seinen Dolch, den er nie ablegte und eilte mir nach, um sich zu rächen. Anfangs lachte ich mit Allen über den Zufall und dachte nichts weiter dabei. Aber das Geschrei meiner Kameraden machte mich aufmerksam und beim Umblicken sah ich ihn wüthend mit dem Dolche auf mich zurennen. Ich blieb stehen, das Auge auf den Dolch geheftet und vermied glücklicherweise den Stoß, der an der Brust vorbeistreifte. Wüthend packte ich ihn darauf bei seinen weiten Beinkleidern und warf ihn 10 Schritte von mir in den Fluß bei Malmaison, der kaum 2 Fuß tief war. Das Untertauchen besänftigte ihn und überdies hatte er dabei seinen Dolch verloren, so daß ich ihn nicht mehr zu fürchten hatte. Aber er fing so laut an zu schreien, daß Madame Bonaparte es hörte, die, voll Güte gegen ihren Mamelucken, mich tüchtig ausschalt. Doch überwarf sich der arme Ali durch sein ungeselliges Wesen mit dem ganzen Hause, so daß man ihn als Schloßknecht nach Fontainebleau schicken mußte.

Nun zum Feldzuge zurück. Am 13. Juni ging der erste Konsul nach Torre di Galifolo, wo er sein Hauptquartier aufschlug. Seit unsrem Einzuge in Mailand hatte das Marschiren der Armee nicht aufgehört. Der General Murat war über den Po gegangen und Herr von Piacenza geworden. Der General Lannes zog immer vorwärts mit seiner tapfern Avantgarde, und hatte bei

Montebello eine blutige Schlacht geliefert, wovon er später den Namen annahm. Die Ankunft des Generals Desaix aus Aegypten erfreute den Oberbefehlshaber höchlichst und vermehrte die Zuversicht der Soldaten, welche den bescheidenen Desaix anbeteten. Der erste Konsul hatte ihn aufs Freundschaftlichste und Herzlichste empfangen, und gleich bei seiner Ankunft eine dreistündige Unterhaltung mit ihm gehabt. Nach derselben machte ein Tagsbefehl bekannt, daß der General Desaix die Division Boudet befehligen werde. Mehrere aus dem Gefolge des Generals erzählten, seine Geduld und gute Laune seien auf harte Proben gesetzt worden, da ihn auf der Ueberfahrt ungünstige Winde, nothwendiges Stillliegen und die langweilige Quarantaine aufgehalten hatten, besonders aber das elende Verfahren der Engländer, die ihn eine Weile an der Küste von Frankreich als Gefangenen zurückhielten, obgleich er einen in Aegypten von den englischen Behörden, einer wechselseitigen Uebereinkunft gemäß, unterzeichneten Paß bei sich führte. Er war daher wüthend auf sie und bedauerte lebhaft, nicht gegen Engländer kämpfen zu können. Am meisten aber brachte ihn zu dieser Wuth die Besorgniß, nicht zeitig genug zu neuen Lorbeern kommen zu können. Er kam zeitig zu einem glorreichen, aber allzu frühzeitigen, Tod!

Am 14ten wurde die berühmte Schlacht bei Marengo geliefert, die frühmorgens begann und den ganzen Tag währte. Ich war mit dem ganzen Hausgesinde im Quartier geblieben. Wir waren nur einen Kanonenschuß weit vom Schlachtfelde und erhielten immerfort widersprechende Nachrichten: bald sollte die Schlacht gänzlich verloren, bald gewonnen sein. Einmal ließ uns die Menge unsrer Verwundeten und das Zunehmen des feindlichen Feuers unsere Niederlage befürchten: kurz darauf hörten wir, daß diese scheinbare Verwirrung Folge eines kühnen Manoeuvers des ersten Konsuls gewesen sei und daß ein Angriff des Generals Desaix den Gewinn der Schlacht entschieden habe. Aber der Sieg kostete Frankreich und dem Herzen des Konsuls sehr viel. Desaix, von einer Kugel getroffen, fiel gleich todt nieder, und da der Schmerz der Seinen ihren Muth verdoppelte, so stießen sie den Feind mit den Bayonetten nieder, der schon durch einen trefflichen Angriff des General Kellermann geworfen war.

Der erste Konsul schlief auf dem Schlachtfelde. Unerachtet seines entschiedenen Sieges war er sehr betrübt und sagte am Abende zu Gambart und mir Mehreres, was seine tiefe Trauer über den Tod des Generals Desaix andeutete. „Frankreich habe in ihm einen seiner besten Vertheidiger, er seinen besten Freund verloren; keiner kenne die Herzensgüte und den Geist von Desaix.“ So linderte er seinen Schmerz, indem er vor Allen und Jedem den Helden rühmte, der auf dem Felde der Ehre gefallen war. „Mein tapferer Desaix,“ sagte er auch, „hatte immer so zu sterben gewünscht.“ Dann fügte er, fast mit Thränen in den Augen, hinzu: „Aber der Tod hat seinen Wunsch zu früh erhört!“ Jeder Soldat im siegreichen Heere nahm an dieser gerechten Trauer Theil. Die Adjutanten des Generals, Rapp und Savary, warfen sich in der tiefsten Verzweiflung beim Leichnam ihres Befehlshabers nieder, den sie ihren Vater nannten, nicht sowohl wegen seines ernsten Charakters, als wegen seiner unerschöpflichen Güte. Aus Achtung gegen den verstorbenen Freund nahm sie der Oberbefehlshaber als Adjutanten zu sich, obgleich sein Generalstab vollzählig war.

Der Commandant Rapp (das war er damals) war sich immer gleich, gut, voll Muth und überall beliebt. Seine etwas schroffe Freimüthigkeit gefiel dem Kaiser, den ich mehr als einmal seinen Adjutanten rühmen hörte; er nannte ihn nur: mein tapferer Rapp. Dieser würdige General hatte in den Schlachten kein Glück, er nahm selten an einem Treffen Theil, in dem er nicht verwundet worden wäre. Weil ich doch nun einmal von späteren Ereignissen rede, so muß ich noch erwähnen, daß der Kaiser am Abend vor der Schlacht bei der Moskwa in meiner Gegenwart zum General Rapp, der eben aus Danzig ankam, sagte: „Geben Sie Acht, mein Tapfrer, morgen kämpfen wir; aber hüten Sie sich, Sie sind kein Schooßkind des Glücks.“ — „Das ist der Gewinn des Handwerks,“ antwortete der General. „Dennoch seien Sie überzeugt, daß ich mein Möglichstes thun werde.“

Savary zeigte sich dem Kaiser eben so zugethan und unbeschränkt ergeben, wie er es dem General Desaix gewesen war. Fehlte ihm auch manche Eigenschaft des General Rapp, so gehörte

gewiß nicht der Muth darunter. Ich werde noch späterhin mehrere Züge dieses beispiellosen Enthusiasmus des Herzogs von Rovigo anführen, wofür er herrliche Belohnungen erhielt, aber es muß auch gesagt werden, daß er die Hand, die ihn erhoben, nicht zerriß und seinem alten Herrn (wie er selbst den Kaiser gern nennt) stets erkenntlich blieb, bis zu, ja sogar noch nach seinem Ende!

Im folgenden Juni beschloß die Regierung, den Leichnam des Generals Desaix in das Kloster des heil. Bernhard schaffen zu lassen, damit ihm an dem Orte, wo er sich unsterblich gemacht hatte, ein Denkmal errichtet werde, um die Trauer Frankreichs, vorzüglich aber die des ersten Konsuls, anzudeuten *).

---

*) In Paris wurde dem tapfern Desaix eine Bildsäule auf der place des victoires errichtet und seine Büste auf der place Dauphine aufgestellt. Die Bildsäule war in einer theatralischen Stellung, wie sie nicht zum ernsten Benehmen dieses Mannes paßte. Uebrigens war die gänzliche Nacktheit, wenig durch einen Degengurt verhüllt, ohne den sie doch wenigstens das Ansehen einer Antike gehabt hätte, Allen unangenehm und reizte nur die Spötter. Der große Sieger bei Waterloo hat sich bei Lebzeiten in Hydepark als kolossalen Achilles aufstellen lassen, und Ihro Herrlichkeit ist so dargestellt, daß kein Muskel der heroischen Gestalt verloren geht. Dieses Denkmal haben die sonst so schamhaften englischen Damen dem Herzoge errichten lassen.

Unter dem Kaiserreiche wurde diese Bildsäule weggenommen; die Büste sieht man noch auf der place Dauphine, aber es läßt sich nichts Schlechteres und Geschmackloseres denken; Pichegrü hingegen hat bronzene Bildsäulen bekommen.

Fünftes Kapitel.

Rückkehr nach Mailand. — Siegeseinzug in Frankreich. — Bonaparte's häusliche Verhältnisse.

Der Sieg bei Marengo hatte die Eroberung Italiens zugesichert, deshalb glaubte der erste Konsul seine Anwesenheit in Paris nothwendiger, übergab den Oberbefehl dem General Massena, und rüstete sich zur Rückreise über die Berge. Bei unserer Wiederankunft in Mailand wurden wir mit noch größerer Begeisterung, als das erste Mal, empfangen. Die Errichtung einer Republik befriedigte die Wünsche der meisten Mailänder, welche den ersten Konsul ihren Erlöser nannten, weil er sie von der Herrschaft der Oesterreicher befreit hatte. Doch verwünschte eine andere Partei daselbst alle Veränderungen und die französische Armee sammt dem Anführer. Zu ihr gehörte der berühmte Sänger Marchesi, der bei der frühern Durchreise vom ersten Konsul eingeladen wurde; der Sänger ließ sich lange bitten und kam endlich mit der Wichtigkeit eines Menschen, der sich an seiner Würde gekränkt fühlt. Die einfache Kleidung des ersten Konsuls, seine kleine Gestalt und das magre, wenig auffallende Gesicht machte keinen Eindruck auf den Theaterhelden. Als ihn nun der erste Konsul sehr freundlich empfangen und um den Vortrag einer Arie gebeten hatte, gab er ihm folgenden schlechten Witz zur Antwort, dessen Unartigkeit der italienische Accent noch erhöhte: „Herr General, wenn Sie *oun bon air* *) wünschen, so finden sie diese auf einem Spaziergange im Garten.“ Der Herr Marchesi wurde für diese Artigkeit sogleich zur Thüre hinausgebracht und noch an demselben Abend ins Gefängniß gesetzt. Bei unsrer Zurückkunft ließ der erste Konsul, dessen Zorn gegen den armen Marchesi während des Feuers von Marengo sich gekühlt hatte und welcher die Strafe für

*) **un bon air** heißt eine schöne Arie, oder: eine frische Luft.
A. d. Ueb.

den schlechten Witz für hart genug hielt, den Sänger abermals einladen. Marchesi war bescheiden und sang ganz herrlich, hierauf ging der erste Konsul auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte ihm aufs Artigste. So war der Friede geschlossen und Marchesi sang von nun an nur Lobeslieder auf den ersten Konsul.

In diesem Konzerte entzückte denselben die Schönheit der berühmten Sängerin Grassini. Er fand sie nicht grausam und eine Stunde später hatte der Eroberer Italiens eine Eroberung mehr gemacht. Am andern Morgen frühstückte sie im Zimmer des ersten Konsuls mit diesem und dem General Berthier. Letzterer mußte für ihre Reise nach Paris sorgen, wo sie als Kammersängerin angestellt wurde.

Am 24sten reiste der erste Konsul von Mailand ab, und wir kamen über den Mont Cenis nach Frankreich, so schnell als nur möglich. Ueberall wurde der erste Konsul mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen. Vor jeder Stadt und fast vor jedem Dorfe waren Triumphbogen errichtet, und in jedem Canton redeten ihn die Deputationen der vornehmsten Bürger an und brachten ihm Glückwünsche. Lange Züge von jungen Mädchen, in Weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt, mit Blumen in der Hand, die sie in den Wagen des ersten Konsuls warfen, dienten ihm zur Begleitung, umringten ihn, gingen vor und hinter ihm, bis er vorbei oder ausgestiegen war. Die Reise war eine ununterbrochene Festlichkeit. In Lyon stieg sie fast bis zum Wahnsinn. Alles lief ihm entgegen und er zog mitten unter einer unzähligen Menschenmenge und beim lautesten Jubel in die Stadt ein, wo er im Hotel der Celestiner abstieg. Im Schreckensreiche, als die Jacobiner ihre ganze Wuth an Lyon ausgelassen hatten, wurden alle schöne Gebäude auf dem Platze Belcour geschleift und der lahme Couthon legte an der Spitze des gemeinsten Pöbels der Klubs zuerst die Hand dazu an. Der erste Konsul haßte die Jakobiner, die ihn ihrerseits ebenfalls verabscheuten und fürchteten, und er bemühte sich stets, ihre Werke zu vernichten, das heißt vielmehr, die von ihnen niedergestürzten Ruinen wieder aufzurichten. Er glaubte daher mit Recht die Zuneigung der Lyoner nicht besser erwiedern zu können, als indem er sie zur Wiederaufbauung der

Häuser des Platzes Belcour ermunterte und selbst vor seiner Abreise den Grundstein legte. Die Stadt Dijon empfing den ersten Konsul eben so prachtvoll.

Zwischen Villeneuve-le-Roi und Sens, beim Herabfahren von der Brücke von Montereau, rissen die 8 Pferde (denn der erste Konsul reiste schon wie ein König) im Galopp den Wagen fort, und die Schraube eines der vordern Räder ging los. Die an der Landstraße Wohnenden sahen dies und riefen den Postillionen laut zu, anzuhalten, aber es gelang ihnen nicht. Der Wagen fiel um. Der erste Konsul hatte keinen Schaden genommen, der General Berthier hatte sich das Gesicht an den zerbrochenen Fenstern geritzt, aber zwei Lakaien, die auf dem Bock saßen, wurden weithin geworfen und schwer beschädigt. Der erste Konsul wurde durch einen Kutschenschlag herausgezogen; aber dies alles hielt ihn nicht auf; er stieg in einen andern Wagen und kam ohne weitern Unfall nach Paris. In der Nacht des 2. Juli stieg er in den Tuilerien ab, und wie am andern Morgen die Nachricht von seiner Rückkehr in Paris sich verbreitet hatte, erfüllte die ganze Bevölkerung die Höfe und den Garten. Man drängte sich unter den Fenstern des Pavillons der Flora, in der Hoffnung, den Erretter Frankreichs, den Befreier Italiens zu sehen. Am Abend beeilten sich Reiche und Arme die Häuser bis unter die Dächer zu illuminiren.

Kurz nach seiner Ankunft in Paris erfuhr der erste Konsul den Tod des General Kleber. Der Dolch Solimans hatte den ausgezeichneten Feldherrn an demselben Tage umgebracht, an dem die Kanonen zu Marengo einen andern Helden von der ägyptischen Armee niederwarfen. Diesen Mord bedauerte er lebhaft, wie ich als Zeuge bestätigen kann. Dennoch haben es seine Verläumder gewagt, zu behaupten, daß ihm ein Ereigniß lieb gewesen sei, wodurch er, um es nur in politischer Hinsicht zu betrachten, eine Eroberung verlor, die ihm so viele Mühe und Frankreich so viel Blut und Geld gekostet hatte. Andre noch einfältigere und niedrigere Bösewichter haben sogar das Gerücht verbreitet, der erste Konsul habe den Mord seines Waffengefährten, desjenigen, den er selbst anstatt seiner an die Spitze des Heeres gestellt, befohlen. Für diese weiß ich nur eine Antwort, wenn es einer bedürfte, nämlich die, daß sie niemals den Kaiser gekannt haben.

Nach seiner Wiederkehr fuhr der erste Konsul oft mit seiner Frau nach Malmaison, wo er mitunter einige Tage blieb, wobei der diensthabende Kammerdiener immer hinter dem Wagen reiten mußte. Eines Tages bemerkte er auf seiner Rückfahrt nach Paris, ungefähr hundert Schritte vom Schlosse, daß er seine Tabaksdose vergessen habe; er hieß sie mich holen. Ich ritt eiligst zurück, fand sie auf seinem Büreau, und eilte schnell wieder nach, so daß ich ihn in Ruelle *) wieder einholte. Wie ich ihn aber eben erreichen wollte, stieß mein Pferd an einen Stein, bäumte sich und warf mich ab, in einen Graben hinein. Der Fall war hart, ich blieb auf dem Flecke liegen, mit ausgerenkter Schulter und einem sehr gequetschten Arm. Der erste Konsul ließ sogleich anhalten, gab die nothwendigen Befehle mir aufzuhelfen und schrieb vor, wie ich in meiner Lage zu behandeln wäre; ich wurde in seiner Gegenwart in die Kaserne von Ruelle getragen und bevor er weiter fuhr, erkundigte er sich, ob mein Zustand gefährlich sei. Der Hausarzt wurde nach Ruelle gerufen, der mir die Schulter einrenkte und den Arm verband; von dort trug man mich so sanft als möglich nach Malmaison. Die treffliche Madame Bonaparte hatte die Güte mich zu besuchen, und ließ mir alle nur mögliche Sorgfalt zukommen.

Am Tage als ich meinen Dienst wieder antrat, war ich im Vorzimmer des ersten Konsuls, wie er aus seinem Kabinet trat. Er kam auf mich zu und fragte theilnehmend nach meinem Befinden. Ich anwortete ihm, daß ich durch die Verpflegung meiner gütigen Herrschaft wieder hergestellt sei. „Gut, desto besser,“ erwiederte er. „Constant, sehen Sie zu, bald ihre vorigen Kräfte wiederzugewinnen. Fahren sie fort mir gut zu dienen und ich werde für Sie sorgen. Da, hier ist etwas für ihre Garderobe,“ fügte er hinzu, indem er mir drei kleine zerknittere Papiere in die Hand steckte und weiterging, ohne auf meinen Dank zu achten, den ich ihm mehr für seine wohlwollende Theilnahme, als für sein Geschenk sagte, weil ich nicht wußte, worin es bestand. Als er hinaus war, besah ich die Papiere, es waren drei Banknoten, jede von 1000 Franken! Eine solche Güte rührte mich bis zu Thränen,

---

*) Ruelle (oder Rueil) liegt nahe bei Malmaison und ist ein ziemlich bewohntes Dorf. A. d. Ueb.

denn zu der Zeit war der erste Konsul nicht reich, obgleich er die erste Magistratsperson des Staats war. Noch jetzt denke ich mit dankbarem Herzen an diesen Tag. Diese für mich persönlichen Sachen mögen vielleicht Andern uninteressant vorkommen, aber sie scheinen mir passend zur Schilderung seines so sehr verkannten Charakters und seiner Umgangsweise mit den Hausleuten. Man kann auch daraus erkennen, ob die strenge Sparsamkeit, die er im Häuslichen verlangte, niedriger Geiz war, oder ob sie nicht vielmehr eine Klugheitsregel war, von der er, durch seine Güte und Menschenfreundlichkeit bewogen, abwich.

Ich weiß nicht, ob mich mein Gedächtniß nicht trügt, indem ich gerade hier einen Vorfall erzähle, welcher beweist, wie der erste Konsul die Tapfern seines Heeres achtete und dies bei jeder Gelegenheit gern kund that. Ich war eines Morgens in seiner Schlafstube zur gewöhnlichen Toilettenzeit, und verrichtete das Amt des ersten Kammerdieners, weil Hambart abwesend oder unpäßlich war. Im Zimmer war, außer den Dienern, nur noch der tapfre und bescheidene Oberst Gerard Lacuée, einer von den Adjutanten des ersten Konsuls. Hieronymus Bonaparte, damals ungefähr 17 Jahre alt, wurde eingelassen. Dieser gab seiner Familie oft Gelegenheit zu Klagen und fürchtete nur seinen Bruder Napoleon, der ihn, wie einen Sohn, ausschalt und schmähte. Man wollte ihn zum Seedienst bestimmen, weniger um ihm eine Aussicht zu eröffnen, als um ihn von den verführenden Anlockungen zu entfernen, die sich ihm bei dem großen Glücke seines Bruders unaufhörlich darboten, und denen er nicht widerstehen mochte. Es war einem so jungen Menschen natürlich schwer, so gefälligen und berauschenden Vergnügungen zu entsagen; auch erklärte er bei jeder Gelegenheit laut, wie unpassend er zum Seedienste sei, so daß er sogar als unfähig von den Examinatoren zum Seedienste abgewiesen wurde, obgleich er mit etwas Arbeit und gutem Willen ihre Fragen leicht hätte beantworten können. Aber der Wille des ersten Konsuls mußte geschehen und Hieronymus sah sich einzuschiffen genöthigt. An dem Tage sagte er, nachdem er einige Zeit mit Groll über den Seedienst gesprochen hatte, zu seinem Bruder: „Anstatt daß ich vor langer Weile auf dem Meere umkommen muß, hätten Sie mich lieber zu Ihrem Adjutanten

machen sollen.“ — „Sie Gelbschnabel!“ antwortete der erste Konsul heftig, „warten Sie, bis Ihnen eine Kugel auf dem Gesichte herumgefahren ist, dann wollen wir sehen.“ Dabei wies er auf den Oberst Lacuée, der wie ein junges Mädchen erröthete und die Augen niederschlug. Um diese für letztern schmeichelhafte Rede zu verstehen, muß man wissen, daß er im Gesichte die Narbe einer Schußwunde hatte. Dieser tapfere Oberst fiel 1805 vor Günzburg, und wurde vom Kaiser sehr vermißt. Er war einer der muthigsten und verständigsten Officiere in der Armee.

Zu eben der Zeit verliebte sich der erste Konsul in die schöne und geistreiche Madame D..... Diese Intrigue fiel der Madame Bonaparte auf, die sich darüber eifersüchtig bewies. Ihr Mann that alles Mögliche zur Beruhigung des ehelichen Mißtrauens. Wenn er sich zu seiner Geliebten verfügen wollte, wartete er, bis Alles im Schlosse schlief, und war so vorsichtig, den Gang zwischen beiden Zimmern in Nachtbeinkleidern ohne Schuhe oder Pantoffeln zu betreten. Einmal brach der Tag an, ohne daß er zurück war; da lief ich eilig, einem Befehle des ersten Konsuls gemäß, zur Kammerfrau der Madame D....., und bat sie, ihre Herrin an die Zeit zu erinnern. Fünf Minuten darauf kam er in großer Aufregung zurück, wovon ich bald die Ursache erfuhr; bei seinem Fortgehen hatte er eine Dienerin der Madame Bonaparte bemerkt, die ihn durch das Fenster eines Kabinets, welches auf den Korridor hinausging, beobachtet hatte. Nachdem er heftig auf die Neugierde des schönen Geschlechts gescholten hatte, schickte er mich zu der kleinen Plänklerin des feindlichen Lagers, mit dem Befehle zu schweigen, wenn sie nicht fortgejagt sein wollte und künftighin nicht wieder dergleichen zu wagen. Ich entsinne mich nicht, ob er zu diesen furchtbaren Drohungen nicht noch einen triftigeren Ueberredungsgrund hinzufügte, um das Stillschweigen des neugierigen Mädchens zu erkaufen, aber sei es aus Furcht oder wegen der Belohnung, sie war so klug zu schweigen. Doch fürchtete der glückliche Liebhaber eine ähnliche Ueberraschung und gab mir den Auftrag, in der Allee des Veuves ein kleines Haus zu miethen, wo er von Zeit zu Zeit mit Madame D..... zusammenkam.

So benahm sich der erste Konsul immer gegen seine Frau. Er gab sich die größte Mühe, ihr seine Untreue zu verhehlen; und

solche vorübergehende Untreuen verminderten auch seine Zärtlichkeit für sie durchaus nicht, denn wenn ihm auch manche Frauen Liebe einflößten, so genoß doch keine sein Zutrauen und seine Freundschaft in dem Grade, wie Madame Bonaparte. Die Rauheit des Kaisers und sein unzartes Benehmen gegen die Frauen gehören zu den tausend und einer Verläumdung, denen er ausgesetzt gewesen ist. Er war nicht immer artig, aber niemals grob, und unerachtet aller dieser Vorfälle schätzte er immer die gute Aufführung der Frauen sehr hoch, liebte die ordentlichen Haushaltungen und mochte die Unschicklichkeit weder in Sitten noch in Reden. Bei allen seinen unvergönnten Liebschaften hat er sie gewiß sorgfältig verborgen.

Sechstes Kapitel.

Die Höllenmaschine. — Der Friede von Amiens.

Am 3. Nivose des Jahres 9 (21. Dec. 1800) wurde im Opernhause auf Befehl die Schöpfung von Haydn aufgeführt, und der erste Konsul hatte geäußert, daß er mit seiner ganzen Familie dieses herrliche Oratorium hören wolle. Er speiste an dem Tage mit seiner Frau, seiner Tochter, und den Generälen Rapp, Lauriston, Lannes und Berthier. Ich hatte gerade den Dienst, doch weil er in die Oper ging, so hielt auch ich mich im Schlosse für unnütz, und nahm mir vor das Theater Feydeau zu besuchen, in der uns von Madame Bonaparte zugestandenen Loge, die unter der ihrigen war. Nach dem Essen, das vom Konsul mit gewohnter Schnelle abgefertigt wurde, stand er mit seinen Officieren auf, ausgenommen Rapp, welcher bei Josephine und Hortensia blieb. Ungefähr um 7 Uhr stieg der erste Konsul in den Wagen mit Lannes, Berthier und Lauriston, um in die Oper zu fahren. Mitten in der Straße Saint Nicaise fand die Wache, welche vor dem Wagen herritt, den Weg durch einen führerlosen Karren versperrt, auf

dem eine Tonne an langen Seilen festgebunden war; der Anführer ließ ihn rechts an den Häusern hinfahren, und hierauf trieb der Kutscher, ungeduldig über die kleine Verzögerung, die Pferde mit aller Macht an. Zwei Secunden darauf sprang die Tonne mit furchtbarem Krachen in die Luft. Keiner von den Begleitern und dem Gefolge wurde getödtet, aber mehrere verwundet. Trauriger war das Loos derjenigen, welche in der Nähe der schrecklichen Maschine auf der Straße verweilten oder vorübergingen, mehr als 20 kamen um, und über 60 wurden schwer verletzt. Dem Baumeister Trepsat wurde das Knie zerschlagen; ihm ertheilte der erste Konsul später einen Orden, und machte ihn zum Baumeister des Invalidenhauses, wobei er bemerkte, er sei lange genug Invalide unter den Baumeistern gewesen. Alle Glasfenster der Tuilerien wurden zerschlagen, mehrere Häuser fielen ein *), und alle in der Straße St. Nicaise und selbst einige der in den benachbarten Straßen gelegenen wurden stark beschädigt. Einige Splitter flogen bis zum Hause des Konsuls Cambaceres. Die Scheiben im Wagen des ersten Konsuls fielen stückweise heraus.

Durch einen glücklichen Zufall befanden sich die andern Wagen

*) Die Konsuln erhielten vom Polizeipräfekt einen Bericht, in welchem nach Schilderung dieses schrecklichen Ereignisses das Verzeichniß der Todten und Verwundeten vorkam. Ersterer waren 8, letzterer 28. Hiezu fügte der Bericht:

„46 Häuser sind sehr beschädigt.

Der Schaden an unbeweglichen Sachen ist auf 40,845 Franken geschätzt.

Der an Möbeln auf 123,645 Franken.

Die öffentlichen Gebäude sind nicht darin einbegriffen.

Das Pferd, die Trümmer des Wagens und einige Stücke der Tonne sind zur Präfektur gebracht worden.

Man hat Alles dieses sorgsam aufbewahrt, und das Pferd aufs genaueste signalisirt."

Herr Dubois schloß diesen Bericht mit einem Glückwunsche an den ersten Konsul, der etwas Wahres enthält, denn seit diesem Vorfalle am 3. Nivose nahm die Liebe der Franzosen zum ersten Manne im Staate noch zu. Folgendes ist der vorletzte Satz des Berichts.

„Man hat gleich den Ort selbst untersucht. Mitten unter dem Schmerzensgeschrei der unglücklichen Opfer dieser Schandthat fühlte ihr Herz eine angenehme Regung; sie vergaßen sich selbst und dachten an den ersten Konsul; für ihn forderten sie Rache."

weit hinter dem Konsul, und zwar aus folgender Ursache. Madame Bonaparte ließ sich nach Tische einen Shawl bringen, den der General Rapp wegen seiner Farbe tadelte, und sie einen andern zu wählen bat. Madame Bonaparte vertheidigte ihren Geschmack und sagte zum General, er könne eben so wenig eine Toilette, als sie eine Redoute angreifen. Dieser freundschaftliche Streit wurde in diesem Tone einige Zeit fortgesetzt. Der erste Konsul, der niemals wartete, fuhr fort und die elenden Verschwörer zündeten die Höllenmaschine an. Hätte sein Kutscher weniger geeilt und sich nur um zwei Secunden verzögert, so wäre es mit seinem Herrn aus gewesen; wäre hingegen Madame Bonaparte ihrem Gatten schneller gefolgt, so mußte sie mit dem ganzen Gefolge umkommen; ein augenblicklicher Aufenthalt rettete ihr, ihrer Tochter, ihrer Schwägerin, Madame Murat und allen Begleitern das Leben. Anstatt daß ihr Wagen hinter dem des ersten Konsuls kam, fuhr er vom Karrouselplatze ab, als die Maschine in die Luft sprang; die Scheiben wurden auch zerschlagen. Madame Bonaparte hatte nur großen Schrecken davon, Hortensia wurde von einer Glasscheibe leicht im Gesichte verwundet, aber Madame Caroline Murat, die hoch schwanger war, fiel in solche Angst, daß man sie ins Schlosse zurückbringen mußte, was auch auf die Gesundheit des Kindes Einfluß hatte. Ich habe mir sagen lassen, daß der Prinz Achilles Murat noch jetzt häufige Anfälle von fallender Sucht hat. Der erste Konsul fuhr in die Oper, wo man ihn mit unbeschreiblichem Jubel empfing, und wo sein ruhiges Gesicht gegen die Blässe und Unruhe seiner Frau abstach, die nicht für sich, sondern für ihn gezittert hatte.

Der Kutscher, welcher den ersten Konsul so glücklich fuhr, hieß Germain; er war mit ihm in Aegypten gewesen, und hatte daselbst in einem Scharmützel einen jungen Araber vor den Augen des Oberbefehlshabers getödtet, der über seinen Muth erstaunt, ausrief: „Wetter! Das ist ein Tapfrer, ein Cäsar.“ Nun hieß er immer Cäsar. Dieser Tapfere soll bei dem Springen der Maschine betrunken gewesen sein, aber das ist ein Irrthum, den schon sein Benehmen bei diesem Ereignisse widerlegt. Wenn der erste Konsul, nachdem er Kaiser geworden war, incognito aus Paris fuhr, so fuhr ihn immer Cäsar, der dann keine Livree trug. Es wird

zwar in den Memoiren von St. Helena erzählt, der Kaiser selbst habe geäußert, daß Cäsar ganz trunken gewesen sei, daß er die Explosion für eine Artilleriesalve gehalten und erst am andern Morgen den Vorfall erfahren habe; allein dann muß der Kaiser selbst über den Zustand seines Kutschers falsch berichtet gewesen sein. Cäsar fuhr sehr schnell, weil der Konsul es so gewünscht hatte, und weil er es für einen Ehrenpunkt hielt, durch jenen ihm in den Weg geschobenen Karren nicht aufgehalten zu werden. Noch an demselben Abend erzählte mir Cäsar ganz nüchtern die Hauptumstände des Vorfalls. Einige Tage darauf stellten 4 bis 500 Lohnkutscher von Paris ihm zu Ehren ein Gastmahl an, wozu jeder 24 Franken beitrug.

Indeß diese Höllenmaschiene sich entlud, und ohne ihren Zweck zu erreichen, nur vielen unschuldigen Bürgern das Leben kostete, war ich im Theater Feydeau, um nach Herzenslust an einem freien Abende das Schauspiel zu genießen, das ich immer mit wahrhafter Leidenschaft liebte: aber kaum hatte ich mich bequemlich in meiner Loge niedergelassen, als die Logenschließerin schnell eintrat und mir in der größten Bestürzung zurief: „Herr Constant, so eben soll der erste Konsul in die Luft gesprengt worden sein, jedermann hat einen fürchterlichen Knall gehört: er soll todt sein.“ Diese Schreckensworte treffen mich wie ein Donnerschlag: bewußtlos stürze ich die Treppe hinunter und renne ohne Hut wie wahnsinnig zum Schlosse. In der Straße Vivienne und beim Palais Royal ist alles ruhig, aber in der Straße St. Honoré ist ein furchtbares Gedränge; Todte und Verwundete, die man in die nahe gelegenen Häuser der Straße St. Nicaise gebracht hatte, werden auf Bahren fortgetragen, und Alle verwünschen die noch unbekannten Anstifter dieses abscheulichen Mordversuchs. Einige beschuldigen die Jakobiner, welche drei Monate zuvor den Dolch in die Hände von Ceracchi, Arena und Topino Lebrun gelegt hatten; Andere weniger zahlreiche klagen die Aristokraten, die Royalisten als einzig denkbare Urheber dieser Schandthat an. Ich konnte nur so viel davon vernehmen, als ich Zeit gebrauchte, mich durch die Volksmenge durchzudrängen; dann lief ich weiter und war in zwei Secunden beim Karrousel. Ich renne auf die Pforte zu, aber die beiden Schild-

wachen halten mir das Bajonett vor, umsonst sage ich ihnen, ich sei Kammerdiener des ersten Konsuls; mein unbedeckter Kopf, die Unruhe, welche sich in meinem Aeußern und in meinen Reden, der Schrecken, der sich in meinen Gesichtszügen ausspricht, lassen mich ihnen verdächtig erscheinen; sie verweigern mir hartnäckig den Eintritt; ich ersuche sie den Schloßverwalter zu rufen, er kommt, ich trete, oder richtiger, ich stürze in das Schloß und erfahre Alles. Kurz darauf kehrte der erste Konsul zurück, er ward sogleich von seinen Officieren und allen Hausleuten umringt; jeder eilte in der größten Bestürzung herbei. Als er ausstieg, lächelte er ruhig, ja er schien heiter zu sein. In der Hausflur sagte er zu den Officieren, indem er sich die Hände rieb: „Fürwahr, meine Herrn, wir sind glücklich entkommen!" Diese bebten alle vor Unwillen und Wuth. Dann trat er in den großen Saal des Erdgeschosses, in dem bereits viele Staatsräthe und Beamte versammelt waren; kaum hatten sie ihre Glückwünsche begonnen, als er so laut zu reden anfing, daß man seine Stimme außerhalb des Saals hören konnte. Man erzählte sich hernach, daß er den Polizeiminister Fouché, weil dieser nichts von der Verschwörung wußte, hart angelassen, und laut die Jakobiner als Anstifter beschuldigt habe.

Am Abend, beim Zubettegehn fragte mich der Konsul lachend, ob ich Angst gehabt hätte. „Mehr als Sie, General," antwortete ich, und erzählte ihm, wie ich die schreckliche Nachricht im Feydeau erfahren hätte, und ohne Hut bis an das Thor des Karrousel gelaufen wäre, wo mich die Schildwachen nicht einlassen wollten. Er fand an ihren Flüchen und keineswegs schmeichelhaften Ausdrücken viel Vergnügen, und sagte zuletzt: „Bei alle dem, lieber Constant, kann man ihnen nichts vorwerfen, sie haben nur ihre Pflicht gethan. Es sind tapfere Leute, auf die ich rechnen kann." Allerdings war ihm die Konsulargarde zu der Zeit eben so zugethan, wie später als kaiserliche Garde. Beim ersten Gerüchte von der Gefahr des ersten Konsuls waren alle Soldaten dieser getreuen Schaar aus eigenem Antriebe im Hofe der Tuilerien zusammengekommen.

Nach diesem schrecklichen Vorfalle, wodurch ganz Frankreich in Unruhe und so viele Familien in Trauer versetzt wurden, spürten alle Polizeibeamte aufs eifrigste den Anstiftern des Komplots

nach. Das Haus des ersten Konsuls wurde streng bewacht. Ohne daß wir es merkten, hatten wir immer Spione um uns. Alle unsere Schritte, alle Besuche, alle unsere Gänge kannte man; eben so unsere Freunde und Verbindungen, die man auch beobachtete. Doch waren wir Alle dem ersten Konsul zu sehr ergeben und niemals wurde einer seiner Dienerschaft der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt.

Der Polizeiminister hatte die Royalisten in Verdacht. Der erste Konsul schob es auf das Gewissen der Jakobiner, welches schon genug Schandthaten auf sich geladen hatte. 130 der berüchtigtsten Männer dieser Parthei wurden wegen bloßen Verdachts und ohne gerichtliches Verfahren deportirt. Die Entdeckung, der Prozeß und die Hinrichtung der wahren Urheber, Saint-Regent und Carbon, bewies, daß der Polizeiminister richtiger gemuthmaßt hatte, als das Oberhaupt des Staats.

Am 4. Nivose zu Mittag hielt der erste Konsul große Revue auf dem Karrouselplatze. Eine unzählbare Menge Bürger hatte sich dort versammelt um ihn zu sehen, ihre Theilnahme an ihm und ihren Unwillen über diesen Mordversuch an den Tag zu legen. Kaum hatte er sein Pferd nach dem ersten Gliede der Grenadiere der Konsulargarde hingelenkt, als von allen Seiten lauter Jubel entstand. Er ritt langsam an allen Reihen vorüber, und antwortete den Ausbrüchen der Volksfreude durch einfache, herzliche Grüße. Man schrie immerfort; Es lebe Bonaparte! Es lebe der erste Konsul! bis er sich in seine Zimmer zurückbegeben hatte.

Die so hartnäckigen Verschwörer gegen das Leben des ersten Konsuls konnten keine unpassendere Zeit zur Ausführung ihrer Pläne wählen, als die Jahre 1800 und 1801, denn man liebte damals den ersten Konsul nicht nur wegen seiner großen Kriegsthaten, sondern vorzüglich wegen der Friedensversprechungen, welche er den Franzosen gab und die bald erfüllt wurden. Beim ersten Gerüchte vom Frieden zu Amiens versammelten sich die Bewohner von Paris unter den Fenstern des Pavillons der Flora. Segenswünsche, Dank- und Freudengeschrei erschallte, Musiker, welche dem Oberhaupte des Staats eine Serenade brachten, theilten sich in einzelne Chöre, der Tanz begann und dauerte die ganze Nacht hindurch. Ich habe nicht leicht etwas sonderbareres und fröhliche-

res gesehen, als den Anblick dieses aus dem Stegreif arrangirten Festes.

Als im Monat October der Friede von Amiens mit England abgeschlossen war, befand sich Frankreich von allen Kriegen befreit, für die es so lange Jahre hindurch so bedeutende Opfer bringen mußte; das allgemeine Entzücken darüber ist schwer zu beschreiben. Die Beschlüsse über Entwaffnung der Kriegsschiffe und Einrichtung der Festungen auf den Friedensfuß wurden als Unterpfand für Glück und Sicherheit angenommen. Als Lord Cornwallis, der englische Gesandte, vorgestellt werden sollte, zeigte der erste Konsul die glänzendste Pracht. „Wir müssen," sagte er den Abend zuvor, „den stolzen Britten zeigen, daß wir nicht zu Bettlern geworden sind." Die Engländer hatten wirklich erwartet in Frankreich nur Trümmer, Hungersnoth und Elend zu finden. Man hatte ihnen ganz Frankreich mit den traurigsten Farben geschildert und sie befürchteten, eine Reise in eine Wildniß machen zu müssen. Aber wie erstaunten sie, als sie sahen, wie vielem Unglück der erste Konsul schon abgeholfen und was er noch alles zu verbessern vorhatte. Sie verbreiteten in ihrem Lande die Wunderthaten des ersten Konsuls und Tausende von Engländern suchten sich selbst davon zu überzeugen. Wie Lord Cornwallis und seine Begleiter in den großen Saal der Gesandten eintraten, mußten sie über den Anblick des ersten Konsuls erstaunen, den seine beiden Kollegen, das ganze diplomatische Korps und ein glänzender, militärischer Hof umgab. Unter allen reichen Uniformen war seine durch Einfachheit ausgezeichnet: aber der Diamant, der Regent, welcher unter dem Direktorium verpfändet und wenige Tage zuvor vom ersten Konsul eingelöst worden war, glänzte an dem Gefäß seines Degens.

Siebentes Kapitel.

Der König von Etrurien mit seiner Gemahlin in Paris.

Im Mai 1801 traf der Prinz von Toscana, Don Luis I., welchen der erste Konsul zum König von Etrurien gemacht hatte, in Paris ein, um sich von da in sein Königreich zu begeben. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Livorno, mit seiner Gemahlin, der spanischen Infantin Marie Louise, dritten Tochter des Königs Karl IV. Unerachtet des Inkognito, das er mit seinem bescheidnen Titel bewahren zu wollen schien, vielleicht weil sein kleiner Hof nicht besonders glänzend war, wurde er in den Tuilerien wie ein König aufgenommen und behandelt. Er war sehr schwächlich und litt an der fallenden Sucht. Man hatte ihm das spanische Gesandtschaftshotel, ehemals Hotel Montesson, zur Wohnung angewiesen, und er hatte die nebenan wohnende Frau von Montesson ersucht, eine seit langer Zeit vermauert gewesene Verbindung zwischen beiden Pallästen wieder eröffnen zu lassen. Er, so wie seine Gemahlin, fand viel Vergnügen an der Gesellschaft dieser Dame, der Wittwe des Herzogs von Orleans, und brachte täglich mehrere Stunden bei ihr zu. Da er selbst ein Bourbon war, hörte er gewiß gern jede Einzelnheit über die französischen Bourbons von einer Frau, welche an deren Hofe im innigsten Umgange mit der Familie gelebt hatte, an die sie selbst durch gesetzliche, wenn auch nicht officiell anerkannte Bande geknüpft war. Frau von Montesson sah die feinste Gesellschaft bei sich, vorzüglich die Ueberreste der ehemals angesehnsten, durch die Revolution zerstreuten Gesellschaften. Als Freundin der Madame Bonaparte wurde sie vom ersten Konsul geliebt und geschätzt, der nur Gutes von ihr im feinsten Gesellschaftszimmer von Paris denken und sagen lassen wollte. Uebrigens hoffte er durch die Rückerinnerungen und den ausgesuchten Ton dieser Dame in seinem Pallast und seiner Gesellschaft, woraus er bald einen Hof zu

bilden gedachte, die bei regierenden Häuptern gebräuchlichen Sitten und Etiquette einzuführen.

Der König von Etrurien war kein Freund vom Arbeiten, und gefiel in der Hinsicht dem ersten Konsul nicht, der den Müßiggang verabscheute. Ich hörte ihn eines Tages in einer Unterhaltung mit seinem Amtsgenossen Cambaceres den königlichen Schützling (der natürlich nicht zugegen war) sehr hart beurtheilen. „Es ist ein guter Prinz, dem das Wohl seiner lieben, treuen Unterthanen nicht sehr am Herzen liegt. Er plaudert lieber mit alten Weibern, denen er alles Gute von mir sagt, indeß er im Stillen darüber seufzt, dem Oberhaupt der verwünschten französischen Republik seine Erhöhung zu verdanken. Nur mit Spaziergängen, Jagden, Bällen und in Theatern vertreibt er sich die Zeit.“ „Man glaubt,“ bemerkte Cambaceres, „sie wollen den Franzosen auf die Weise Ekel vor Königen einflößen, wie die Spartaner ihre Kinder durch den Anblick eines betrunkenen Sklaven selbst von der Trunkenheit abschreckten.“ — „Nein, das nicht, mein Lieber,“ erwiederte der erste Konsul, „nicht das monarchische Prinzip soll die Franzosen anekeln, sondern der Besuch des Königs von Etrurien soll nur allen denen, welche den Thron der Bourbonen wieder hergestellt sehen möchten, die Sehnsucht nach den Bourbonen verleiten.“

Don Luis verdiente vielleicht nicht diese Strenge, obgleich er allerdings wenig Geist und noch weniger Ansprechendes besaß. Wenn er in den Tuilerien speiste, war er über die Antwort auf die einfachsten Fragen des ersten Konsuls verlegen. Von nichts wußte er zu sprechen als vom Regen und schönen Wetter, von Pferden, Hunden und ähnlichen Gegenständen. Die Königin gab ihm oft Winke, um ihm zu helfen und sagte ihm sogar leise, was er hätte thun oder reden sollen; dieses machte aber seine Geisteslosigkeit nur noch auffallender. Man ergötzte sich auf seine Unkosten, aber nur nicht in Gegenwart des ersten Konsuls, welcher einen Gast mit Achtung behandelt haben wollte, der ihm selbst so viele bewies. Die ungeheure Sparsamkeit des Königs, die wirklich kaum zu glauben ist, machte den meisten Spaß; von den tausend Anecdoten, die man sich darüber erzählte, hier nur eine der spaßhaftesten.

Der erste Konsul schickte ihm öfters prachtvolle Geschenke, Teppiche aus der Savonneria *), Seidenstoffe aus Lyon, Porzellan aus Severs; in allen solchen Fällen nahm der König alles an, ohne den Trägern das kleinste Trinkgeld zu geben. Eines Tags brachte man ihm eine kostbare Vase (ich glaube, 100,000 Thaler an Werth), welche 12 Arbeitsleute im Zimmer des Königs aufstellen mußten. Nach verrichteter Arbeit erwarteten sie, daß ihre Majestät ihnen Ihre Zufriedenheit bezeugen, und dabei eine wahrhaft königliche Großmuth an den Tag legen würde. Doch warteten sie lange Zeit vergeblich. Endlich wandten sie sich an einen der Kammerherrn, den sie baten, dem Könige von Etrurien ihre gerechte Forderung vorstellen zu wollen. Sr. Majestät war noch immer über die Schönheit des Geschenks und die Güte des ersten Konsuls entzückt, erstaunte aber über ein solches Verlangen. Bei einem Geschenke sei nur anzunehmen, nichts zu geben, meinte er. Nach langen Vorstellungen erhielt der Kammerherr einen Thaler für jeden, den sie aber ausschlugen.

Das Gefolge des Königs verbreitete, daß er bei seiner übermäßigen Abneigung gegen jede Ausgabe zugleich auch sehr hart gegen sie sei, allein dies mag eben von ersterem herrühren. Die allzu sparsamen Herrschaften werden immer von ihren Dienern für hart gehalten und streng gerichtet. So hat sich auch vielleicht eben so das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser gern Schläge ausgetheilt habe, aber die Sparsamkeit Napoleons war doch nur Ordnungsliebe in den häuslichen Ausgaben. So viel ist aber gewiß, daß der König von Etrurien die Begeisterung und Dankbarkeit, die er dem ersten Konsul zu erkennen gab, nicht wirklich hegte, was dieser mehr als einmal bemerkte. Hinsichtlich der Herrscheranlagen sagte der erste Konsul in derselben Unterhaltung mit Cambaceres, daß sich der spanische Gesandte über den Stolz, die Unwissenheit und die Abneigung des Königs von jeder ernsten Arbeit beklage. Solch ein König sollte einen Theil Italiens beherrschen; er wurde von Murat eingeführt, welcher nicht daran dachte,

---

*) Diese ausgezeichnete Teppichfabrik in Paris wurde 1829 mit der Gobelinsfabrik vereinigt. Die Porzellanfabrik von Sevres, 2 Stunden von Paris, gehört ebenfalls der Krone. A. d. Ueb.

daß ihm selbst einst ganz in der Nähe ein Thron bestimmt sein werde.

Die Königin von Etrurien hielt der erste Konsul für verständiger und gebildeterer. Sie glänzte weder durch Anmuth noch Pracht; sie ließ sich am Morgen für den ganzen Tag ankleiden, und ging im Garten mit einem Diadem oder mit Blumen in den Haaren und einem Schleppkleide, welches den Sand der Alleen kehrte. Oft trug sie auch eins ihrer Kinder in den Windeln umher, ob es gleich allen Zufällen der Wickelkinder ausgesetzt war. So mußte die Toilette ihrer Majestät des Abends ziemlich in Unordnung sein. Uebrigens war sie nichts weniger als schön, und benahm sich nicht ihrem Stande gemäß. Aber dies Alles ersetzte ihre Güte; ihre Dienerschaft war ihr sehr ergeben und sie erfüllte streng alle Pflichten einer Gattin und Mutter, deshalb achtete sie der erste Konsul aufrichtig, der ein Freund häuslicher Tugenden war.

Während des einmonatlichen Aufenthalts ihrer Majestäten in Paris reihte sich eine Festlichkeit an die andere. Herr von Talleyrand gab ihnen in Neuilly ein höchst glänzendes und prachtvolles Fest, zu dem ich als Dienstthuender den ersten Konsul begleitete. Schloß und Park waren von einer Unzahl farbiger Lampen erleuchtet. Es wurde mit einem Koncert eröffnet bei dessen Beendigung der Hintergrund des Saals wie ein Theatervorhang weggezogen wurde, und der Hauptmarkt von Florenz, das herzogliche Schloß, ein Springbrunnen, und tanzende Toscaner, welche zu Ehren ihrer Herrscher Lieder sangen, zum Vorschein kamen. Herr von Talleyrand ersuchte die Majestäten, sich unter ihre Unterthanen mischen zu wollen. Als diese aber den Fuß in den Garten gesetzt hatten, befanden sie sich in einem wahrhaften Feenorte: Leuchtkugeln, Raketen, bengalisches Feuer glänzte unter allen Gestalten in vielfachen Anspielungen. Säulengänge, Triumphbogen, Feuerpalläste erhoben sich, verlöschten und entstanden immer wieder. In den Zimmern und Gärten waren mehrere Tische gedeckt, woran die Zuschauer nach und nach Platz nehmen konnten. Endlich beschloß ein herrlicher Ball diesen zauberischen Abend; er wurde vom König von Etrurien mit Madame Leclere (Pauline Borghese) eröffnet.

Frau von Montesson gab den Majestäten ebenfalls einen Ball, dem die Familie des ersten Konsuls beiwohnte. Doch am meisten bemerkenswerth ist die Abendgesellschaft des Hr. Chaptal, Ministers des Innern, die er am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Marengo, gab. Nach dem Koncerte, Theater, Ball, einer neuen Vorstellung der Stadt und Einwohner von Florenz, wurde im Garten ein Abendessen unter Zelten aufgetragen, welche mit Fahnen, Waffenpyramiden, und Siegeszeichen ausgeschmückt waren. Jede Dame hatte einen Officier in Uniform zur Aufwartung und Begleitung. Wie die etrurischen Majestäten aus ihrem Gezelte hervortraten, stieg ein Luftballon auf, der den Namen Marengo mit Feuerbuchstaben in die Lüfte trug.

Die Majestäten wollten vor ihrer Abreise die hauptsächlichsten öffentlichen Anstalten besuchen. Sie gingen in das Conservatorium der Musik, in eine Sitzung des Instituts, wo sie nicht viel zu verstehen schienen, und in die Münze, wo man ihnen zu Ehren eine Medaille schlug. Die Königin dankte Herrn Chaptal für seine gefällige Bewirthung und Aufnahme die er den hohen Gästen, als Gelehrter im Institut und als Minister in seinem Hotel und bei den Besuchen der verschiedenen Anstalten erwiesen hatte. Am Abende vor der Abreise hatte der König eine lange geheime Unterredung mit dem ersten Konsul. Ich kenne den Inhalt derselben nicht, aber beim Hinausgehen schienen beide nicht zufrieden mit einander. Doch mußten die Majestäten im Ganzen gern an den ihnen zu Theil gewordenen Empfang zurückdenken.

Achtes Kapitel.

Hortensia Beauharnais. — Ludwig Bonaparte — Duroc. — Reise des ersten Konsuls nach Lyon.

Bei allen zu Ehren der etrurischen Majestäten vom ersten Konsul gegebenen Festen, strahlte Fräulein Hortensia mit der Jugend und Anmuth hervor, die sie zum Stolze der Mutter und zur schönsten Zierde des entstehenden Hofes des ersten Konsuls machte.

Ungefähr um diese Zeit flößte sie einem jungen Manne von sehr achtbarer Familie die heftigste Leidenschaft ein, dessen Geist aber schon vor dieser unsinnigen Liebe zerrüttet war. Der Unglückliche streifte immer um Malmaison, und wenn Fräulein Hortensia ausfuhr, lief er neben dem Wagen einher und warf mit den auffallendsten Ausdrücken seiner Zärtlichkeit Blumen, Haarlocken und Gedichte in den Wagen hinein. Traf er sie zu Fuße, so warf er sich vor ihr nieder, und nannte sie mit den rührendsten Namen. Er ging, unbekümmert um Alle, ihr bis in den Schloßhof nach und gab sich ganz seinem Wahnsinn hin. In der ersten Zeit fand die muntere Hortensia Vergnügen an den Grimassen ihres Anbeters; sie las die Verse und gab sie ihren Begleiterinnen zu lesen. Eine solche Poesie war nur zum Lachen, und das fehlte nicht dabei; aber gleich nach einem solchen Ausbruche der Lachlust setzte Hortensia, gutmüthig wie ihre Mutter, mitleidig hinzu: „Der arme Mensch ist sehr zu beklagen!" Endlich jedoch wurde die Zudringlichkeit dieses Geisteskranken unerträglich. In Paris stellte er sich an die Thüren der Theater, die Hortensia besuchte, und fiel ihr da zu Füßen, wobei er zugleich flehte, weinte, lachte und gesticulirte. Diese Auftritte belustigten das Volk zu sehr, als daß Fräulein von Beauharnais länger daran Vergnügen finden konnte; Carrat erhielt den Auftrag den Unglücklichen zu entfernen, der in ein Irrenhaus kam.

Fräulein Hortensia wäre sehr glücklich gewesen, wenn sie

die Liebe nur in den komischen Ausbrüchen eines Verrückten hätte kennen lernen, denn so sah sie nur die lustige Seite; aber sie sollte alle Bitterkeit dieser Leidenschaft in dem Fehlschlagen derselben kosten. Im Januar 1802 heirathete sie einen Bruder des ersten Konsuls, Ludwig Bonaparte, welche Ehe hinsichtlich des Alters paßte, da er 24 und sie 18 Jahre alt war; aber dennoch wurde sie Beiden zum unerschöpflichen Leidensquell. Ludwig war zwar gut, gefühlvoll, wohlwollend und geistreich, und wie alle seine Brüder, mit Ausnahme eines Einzigen, ein Freund der Wissenschaften; aber er war zugleich auch kränklich, fast immer leidend und sehr trübsinnig gestimmt. Alle Brüder glichen im Aeußeren dem ersten Konsul mehr oder minder, besonders Ludwig ihm zur Zeit als jener Konsul war, ehe er als Kaiser beleibter wurde. Aber keiner hatte den ausdrucksvollen, stechenden Blick, und die strenge Herrschermiene, welche dem Kaiser von Natur angeboren und später durch das Befehlen zur Gewohnheit geworden war. Ludwig war friedlicher und bescheidener Natur; er soll zur Zeit seiner Vermählung eine lebhafte Neigung für eine Dame gefühlt haben, deren Namen man nicht erfahren hat und welcher wohl noch ein Geheimniß ist. Fräulein Hortensia war sehr schön, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen. Sie besaß Anmuth, natürlichen Verstand und Frohsinn; sie war wohlwollend und liebenswürdig wie ihre Mutter, ohne jedoch deren übermäßige Nachgiebigkeit, oder vielmehr Charakterschwäche zu besitzen, welche der Madame Bonaparte so oft schadete. Und diese Frau haben böse, von elenden Schmähschriftstellern verbreitete, Gerüchte so schändlich verläumdet! Das Herz empört sich vor Unwillen über die Verbreitung solcher Abgeschmacktheiten. Will man diesen Lügengeistern glauben, so hat der erste Konsul die Tochter seiner Frau verführt, ehe er sie an seinen eignen Bruder verheirathete. Die bloße Anführung dieser Erzählung genügt zu deren Widerlegung. Ich kenne die Liebschaften des Kaisers aufs Genaueste; er fürchtete bei solchen geheimen Verbindungen alles Aufsehen, haßte die Windbeuteleien beim Laster, und ich kann mein Ehrenwort geben, daß er nie so sündige Begierden im Herzen gehegt hat. Er war dem Fräulein Beauharnois wie Alle, welche in ihrer Nähe waren, zugethan, und noch mehr, weil er sie genauer kennen mußte;

und Hortensia erwiderte diese reinväterliche Gesinnung durch jene kindliche Ehrfurcht und Achtung, die eine wohlerzogene Tochter ihrem Vater erzeigt. Er hätte ihr jeden Wunsch erfüllt, wenn sie vor allzugroßer Schüchternheit ihn auszusprechen vermocht hätte; so aber wandte sie sich anstatt geradezu an ihn, immer an den Secretär oder die Umgebung des Kaisers. Hätte sie dies wohl gethan, wenn die von ihren und des Kaisers Feinden verbreiteten Gerüchte wahr wären?

Vor dieser Heirath fühlte Fräulein Hortensia eine Neigung zu dem damals ungefähr 30jährigen, wohlgestalteten General Duroc, einem Günstling des ersten Konsuls, den dieser als klug und verschwiegen kennen gelernt, und deßhalb mehrere wichtige diplomatische Sendungen aufgetragen hatte. Als Adjutant des ersten Konsuls, Divisionsgeneral und Gouverneur der Tuilerien gehörte er zu dem vertraulichen Cirkel in Malmaison und in der Nähe des Konsuls. Während seiner nothwendigen Reisen führte er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Hortensia, aber die Gleichgültigkeit, mit der er die Nachricht ihrer Verbindung mit Ludwig aufnahm, bewies, daß er ihre Neigung nicht theilte. Er hätte sie gewiß zur Gemahlin erhalten können, wenn er die Bedingungen eingegangen wäre, unter denen der Konsul ihm die Hand seiner Stieftochter antrug, aber er wollte noch etwas Besseres und seine Klugheit verließ ihn in dem Augenblicke, wo er eine Zukunft hätte voraussehen sollen, die so leicht zu enträthseln und selbst weit ehrgeizigere Wünsche zu befriedigen geeignet war. Er schlug ihre Hand geradezu aus und die Bitten der Madame Bonaparte, welche ihren Mann schon schwankend gemacht hatte, erlangten ein entschiedenes Uebergewicht. Die Brüder des ersten Konsuls hatten nämlich wenig Freundschaft für Madame Bonaparte, weshalb diese sich in der Familie einen Schutz gegen die Versuche, ihr die Neigung ihres Gatten zu rauben, zu verschaffen gedachte. Dieser Ursache halber arbeitete sie mit aller Gewalt an der Vermählung ihrer Tochter mit einem ihrer Schwäger.

Der General Duroc bedauerte gewiß später seine übereilte Weigerung, als es in der erhabenen Familie, an welche er sich hätte anschließen können, Kronen zu regnen anfing, als er Neapel, Spanien, Westphalen, Oberitalien, Parma, Lucca zu Apa-

nagen des kaiserlichen Geschlechts werden sah, und als selbst die schöne, liebliche und ihm so zugethane Hortensia einen Thron bestieg, den sie mit dem Gegenstande ihrer ersten Zuneigung zu theilen sich glücklich geschätzt haben würde. Er heirathete das Fräulein Hervas von Almenara, Tochter des spanischen Hofbanquiers, eine kleine braune, magre und unliebliche Frau, die dafür nichts als Stolz, Grillen und Ansprüche zeigte. Weil sie eine ungeheuere Mitgift haben sollte, forderte sie der erste Konsul für seinen ersten Adjutanten. Madame Duroc soll sich so sehr vergessen haben, daß sie ihre Diener schlug und selbst ganz von ihr unabhängige Leute aufs Wunderlichste behandelte. Wenn ihr Klavierstimmer Dubois kam und sie unglücklicherweise da war, so jagte sie ihn fort, weil sie den Lärm beim Stimmen nicht ertragen konnte. In einem ihrer Anfälle zerbrach sie alle Tasten ihres Instruments. Ein andermal brachte ihr der Hofuhrmacher Mugnier (nebst Breguet, der erste in seinem Fache in Paris), eine kostbare Uhr, welche die Herzogin von Friaul selbst bestellt hatte. Diese gefiel ihr nicht und in der Wuth warf sie dieselbe in Gegenwart von Mugnier auf die Erde, tanzte darauf herum und zerbrach sie in Stücken. Sie wollte sie durchaus nicht bezahlen, der Marschall aber sah sich dazu genöthigt. So machte die unzeitige Weigerung des Generals Duroc und die ziemlich selbstsüchtigen Berechnungen der Madame Bonaparte zwei Familien unglücklich.

Uebrigens ist meine, nicht sehr schmeichelhafte, Schilderung ganz die einer einzigen Tochter, welche wie eine Spanierin lebhaft, mit der Nachsicht und Nachlässigkeit erzogen worden ist, die allen Landsmänninnen des Fräulein von Almenara schadet. Diese Jugendhitze hat die Zeit gemildert, und die Herzogin von Friaul hat seitdem die zärtlichste Erfüllung ihrer Pflichten und eine große Seelenstärke in Ertragung aller Leiden bewiesen. Für den Verlust ihres Gatten konnte die Wittwe allenfalls in seinem Ruhme einigen Trost finden. Wer aber kann von Trost reden, wenn eine junge Tochter, einzige Erbin eines großen, ausgezeichneten Namens, plötzlich durch den Tod allen mütterlichen Hoffnungen und der Mutterliebe entrissen wird? Giebt es einen Trost, was ich kaum glaube, so ist es die Rückerinnerung an die sorg-

fältige Pflege, die mütterliche Liebe ihr bis zum Tode widmete, und diese kann der Herzogin nicht fehlen.

Am 7. Januar fand die Hochzeit in dem in der Straße de la Victoire gelegenen Hause Statt, und General Murat ließ seine Verbindung an demselben Tage mit Caroline Bonaparte, einsegnen, die früher nur vor der bürgerlichen Behörde abgeschlossen war. Das Ehepaar (Ludwig und seine Frau) war sehr traurig; sie weinte während der Trauung bitterlich und ihre Thränen versiegten niemals. Sie suchte nie die Liebe ihres Gatten zu erwerben, der seinerseits zu stolz war, ihr entgegenzukommen. Die gute Josephine that alles mögliche zu ihrer Annäherung. Diese so schlecht beginnende Ehe war ihr Werk, und gern hätte sie ihren Vortheil (wie sie wenigstens meinte), mit dem Glück ihrer Tochter verbunden, aber alle Bemühungen und Bitten fruchteten nichts. Oft genug habe ich Madame Ludwig Bonaparte in ihr Zimmer gehen sehen, um dort am Busen einer Freundin ihre Thränen zu vergießen. Diese entströmten ihr sogar mitten im Gesellschaftssaale des ersten Konsuls, wo man mitleidig diese sonst so muntre und fröhliche Frau, welche früher die Gesellschaft erheitert und der Etiquette gespottet hatte, einen Winkel oder einen Fensterausschnitt aufsuchen sah, um dort einer genauen Bekannten ihr Leid zu klagen. Während einer solchen Unterhaltung, die sie mit rothen, feuchten Augen verließ, befand sich ihr Gatte schweigend und zerstreut am entgegengesetzten Ende des Saales.

Man hat der Königin von Holland viele Vorwürfe gemacht, wobei aber fast Alles gehässig übertrieben worden ist. Ihr großes Glück zog Aller Blicke auf sie und erregte neidische Mißgunst, und doch hätten sich ihre Neider an ihrer Stelle auch beklagenswerth gefühlt, wenn sie ihren Kummer hätten theilen müssen. Hortensia war von der Geburt an unglücklich. Ihr Vater fiel auf dem Schafot, ihre Mutter war im Gefängnisse und so fand sie ganz verlassen keinen andern Schutz, als in der Treue einiger alten Diener des Hauses. Ihr Bruder, der edle, gute Prinz Eugen, mußte Lehrbursche werden und sie war nur die wenigen Jahre glücklich oder doch in Ruhe, als sie in der Anstalt der Frau von Campan war, und kurz nach dem Austritt aus derselben. Doch nicht lange sollte es so währen und ihre fehlgeschlagene Neigung,

eine unglückliche Heirath eröffneten ihr eine neue Leidensquelle. Der Tod ihres Erstgebornen, den der Kaiser zum Reichsnachfolger adoptiren wollte, die Scheidung ihrer Mutter, der schreckliche Tod ihrer besten Freundin, der Frau von Brocq *), welche vor ihren Augen in einen Abgrund hinabstürzte, der Umsturz des Kaiserthrons, wodurch sie ihren Titel und königlichen Rang verlor, was sie jedoch nicht so fühlte, wie das Unglück des als Vater von ihr geehrten Mannes, endlich die ununterbrochenen Hauszwiste, lästige Prozesse, und die Entführung ihres ältesten Sohnes auf Befehl des Gatten: das sind die Hauptereignisse in einem Leben, welchem nur recht viel Glück bestimmt zu sein schien.

Am Tage nach Hortensia's Hochzeit reiste der erste Konsul nach Lyon, wo ihn die Abgeordneten der cisalpinischen Republik zur Wahl eines Präsidenten erwarteten. Ueberall, wo er durchkam, empfingen ihn Festlichkeiten und Glückwünsche, die man ihm für seine glückliche Rettung aus den Händen der Feinde brachte. Diese Reise glich ganz denen, die er später als Kaiser machte. In Lyon machten ihm die Behörden, alle Korporationen, die Deputationen aus den benachbarten Departements und die Mitglieder der italiänischen Konsulta ihre Aufwartung. Madame Bonaparte, welche mitgereist war, begleitete ihren Mann ins Theater, und nahm an dem glänzenden Feste Theil, das ihm von der

*) Adele Augeié, Schwester der Marschallin Ney, war mit dem General v. Brocq, Großmarschall am holländischen Hofe, verheirathet. Als die Königin Hortensia 1812 die Bäder in Savoyen besuchte, liebte sie mit ihrer Freundin die schroffsten Felsen zu besteigen. Einmal fanden sie einen Strom im Wege, über den nur ein schwaches Bret führte. Die Königin ging zuerst hinüber, unter Geleitung des Stallmeisters, als sie sich aber umdrehte, um der Frau von Brocq Muth einzusprechen, sah sie diese ausgleiten und in den Abgrund hinunterstürzen. Bei diesem Schreckensanblicke stieß die Königin einen lauten Schrei aus. Doch verlor sie bei diesem Schreck nicht die Geistesgegenwart. Sie ertheilte Befehle, verschwendete Bitten und Versprechungen, Alles umsonst. Der Körper der jungen Frau war zerschellt und erst nach einiger Zeit konnte man den verstümmelten Leichnam aus dem Wasser hervorziehen, der nach St. Leu geschafft wurde, wo die Einwohner die tiefste Trauer bewiesen. Frau von Brocq vertheilte die zahlreichen Wohlthaten der Königin und war der für sie vergossenen Thränen werth.

Stadt gegeben wurde. Am Tage, als der erste Konsul von der Konsulta (Rathsversammlung) zum Präsidenten der italiänischen Republik ernannt und ausgerufen wurde, hielt er auf dem Platze Brotteaux Revüe über die Garnison und erkannte in den Reihen mehrere Soldaten aus der ägyptischen Armee, mit denen er sich eine Weile unterhielt. Bei allen diesen Gelegenheiten trug er dieselbe Kleidung, wie in Malmaison. Er stand früh auf, stieg zu Pferde, und besuchte die öffentlichen Bauten, vorzüglich die auf dem Platze Belcour, zu denen er auf seiner Rückreise von Italien den ersten Grundstein gelegt hatte. Er besuchte den Platz des Brotteaux, besah, untersuchte Alles und arbeitete stets unermüdet, als ob er in den Tuilerien wäre. Selten wechselte er die Kleidung, dies geschah nur, wenn er die Behörden oder die angesehensten Einwohner bei sich sah. Alle Fragen nahm er mit Güte auf. Vor seiner Abreise schenkte er dem Maire der Stadt eine Ehrenschärpe und dem päpstlichen Legaten eine, mit seinem Portrait geschmückte Schnupftabaksdose. Die Abgesandten der Konsulta erhielten ebenfalls Geschenke, und gaben sie reichlich zurück. Madame Bonaparte schenkten sie prachtvollen Schmuck von Diamanten und Edelsteinen und die kostbarsten Juwelen.

Bei seiner Ankunft in Lyon hatte der erste Konsul die betrübende Nachricht vom Tode eines würdigen Prälaten erhalten, dessen Bekanntschaft er auf seinem ersten italiänischen Feldzuge gemacht hatte.

Der Erzbischof von Mailand war trotz seines hohen Alters nach Lyon gekommen, um den ersten Konsul zu sehen, dem er so zugethan war, daß er den jungen General im Gespräch seinen Sohn nannte. Bei der Empörung der Bauern von Pavia, die man durch der Vorspiegelung aufgewiegelt hatte, die Franzosen wollten ihre Religion stürzen, hatte sich der Erzbischof oft öffentlich mit dem General Bonaparte in einem Wagen gezeigt, um die Richtigkeit solcher Besorgnisse zu beweisen.

Dieser Prälat hatte die Beschwerden der Reise glücklich ertragen und schien sich wohl und munter zu befinden. Hr. v. Talleyrand, der wenige Tage vor dem ersten Konsul in Lyon eingetroffen war, hatte den cisalpinischen Gesandten und den vornehmsten Bürgern

der Stadt ein Gastmahl gegeben. Der Erzbischof saß ihm zur Rechten; wie er sich eben niedergelassen und zu ihm sich hingeneigt hatte, um mit ihm zu reden, fiel er todt in den Stuhl zurück.

Am 12. Januar gab die Stadt dem ersten Konsul und Madame Bonaparte einen prachtvollen Ball und Concert. Um 8 Uhr Abends kamen die drei Maires, in Begleitung der Vorsteher des Festes, um die hohen Gäste im Regierungspallaste abzuholen. Noch steht mir das ungeheure, prachtvoll ausgeschmückte Amphitheater vor Augen, von unzählbaren Kronleuchtern und Kerzen erhellt; die mit den reichsten Teppichen der städtischen Fabriken beschlagenen Bänke, worauf Tausende von Damen saßen, die theilweise durch Schönheit und Jugend, insgesammt durch Schmuck hervorstrahlten. Der Saal des Schauspielhauses war für die Festlichkeit ausgewählt worden. Beim Eintritt des ersten Konsuls und der Madame Bonaparte, welche einem der Maires den Arm gereicht hatte, erhob sich ein donnerndes Lebehoch und Beifallklatschen. Plötzlich verschwand der Theatervorhang, und man bekam den Bonaparteplatz zu sehen (sonst Platz Belcour), wie er auf Befehl des ersten Konsuls hergestellt worden war. In der Mitte erhob sich eine Pyramide, auf ihrer Spitze aber die Bildsäule des ersten Konsuls, der auf einen Löwen (lion) gestützt dargestellt war. Siegeszeichen und Basreliefs deuteten auf die Schlachten von Arcola und Marengo.

Nachdem sich das erste laute Entzücken über diesen Anblick gelegt hatte, welcher zugleich an die Wohlthaten und Siege des gefeierten Helden erinnerte, entstand allgemeines Stillschweigen und es ertönte eine herrliche Musik, in die sich Gesänge zu Ehren des ersten Konsuls, seiner Gattin, der ihn umgebenden Krieger und der Vertreter der italiänischen Freistaaten mischten. Sänger und Musiker waren Dilettanten aus Lyon. Demoiselle Longue, der Postdirektor Gerbet und der Kaufmann Theodore, welche ihre Parthien herrlich gesungen hatten, erhielten den Dank des ersten Konsuls und seiner Gattin dafür.

Am meisten fiel mir bei diesen Gesängen auf, daß man dem ersten Konsul in eben den Ausdrücken geschmeichelt hatte, in denen die Dichter in späterer Zeit auch das Lob des Kaisers feierten.

Mit allen nur möglichen Uebertreibungen wurde dem Konsul geschmeichelt, sie wurden erschöpft und so mußten sie wohl in späteren Jahren wiederholt werden. So hieß der Konsul der Siegesgott, der Besieger des Nils und des Neptuns, der Vaterlandsretter, der Friedensstifter der Welt, der Schiedsrichter Europas, die französischen Soldaten waren zu Freunden und Kampfgenossen des Alciden geworden u. s. w. Das hieß doch den künftigen Sängern Alles im voraus wegnehmen.

Das Fest endigte mit einem Ball, der bis Tagesanbruch währte; der erste Konsul beehrte ihn 2 Stunden lang mit seiner Gegenwart und unterhielt sich mit den Behörden der Stadt.

Indeß die angesehensten Einwohner den hohen Gästen ein so herrliches Fest gaben, tanzte und jubelte das Volk, unerachtet der Kälte, auf den öffentlichen Plätzen. Gegen Mitternacht wurde auf dem Bonaparteplatze ein sehr schönes Feuerwerk abgebrannt.

Nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte in Lyon kehrten wir nach Paris zurück. Der erste Konsul und seine Gemahlin wohnten fortwährend in Malmaison. Kurz nach seiner Rückkehr wünschte ein armselig gekleideter Mann mit ihm zu sprechen; er ließ ihn in sein Kabinet kommen und fragte, wer er wäre. — „General,“ antwortete der eingeschüchterte Bittsteller, „ich habe die Ehre gehabt, Ihnen in der Schule von Brienne Schreibestunde zu geben.“ — „Da haben Sie einen schönen Schüler gebildet!“ unterbrach ihn lebhaft der erste Konsul, „Ich wünsche ihnen Glück dazu!“ Hierauf lachte er über seine Heftigkeit und richtete einige huldreiche Worte an den guten Mann, dessen Schüchternheit ein solcher Glückwunsch nicht verscheucht hatte. Wenige Tage darauf erhielt der Lehrer von seinem, ohne Zweifel schlechtesten Schüler (denn man weiß wie der Kaiser schrieb), eine Pension, die seine Bedürfnisse befriedigte.

Ein anderer vormaliger Lehrer des ersten Konsuls, der Abbé Dupuis, wurde von ihm als Privatbibliothekar in Malmaison angestellt. Er blieb dort bis an seinen Tod. Es war ein anspruchsloser und als gelehrt geachteter Mann. Der erste Konsul besuchte ihn oft in seinem Zimmer und nahm alle mögliche Rücksichten für ihn.

Neuntes Kapitel.

Das Gesetz über den Gottesdienst. — General Abdallah Menou. — Orden der Ehrenlegion. — Bonapartes Reise in die Normandie.

An dem Tage, an welchem der erste Konsul das Gesetz über den Gottesdienst bekannt machen ließ, stand er sehr früh auf, und ließ die Dienerschaft zu seiner Toilette eintreten. Während er sich ankleidete, kam Joseph Bonaparte mit dem Konsul Cambaceres.

„Nun," sagte der erste Konsul zu letzterem, „wir gehen in die Messe, Konsul; was denkt man darüber in Paris?"

„Viele wollen der ersten Vorstellung beiwohnen," meinte Cambaceres, „und das Stück auspfeifen, wenn es nicht amusirt."

„Wenn einer zu pfeifen anfängt, so lasse ich ihn durch die Grenadiere der Konsulargarde zur Thüre hinauswerfen."

„Wenn nun aber die Grenadiere auch zu pfeifen anfangen?"

„Das befürchte ich nicht. Meine alten Schnurrbärte werden hier in die Kirche gehen, wie sie in Kairo in die Moschee gingen. Sie werden mein Benehmen beobachten, und, sehen sie ihren General sich ernst und anständig benehmen, es ihm nachahmen und sagen: das ist die Ordre."

„Ich fürchte," sagte Joseph Bonaparte, „daß die Generäle sich nicht so leicht fügen werden. Ich komme so eben von Augereau, der gegen diese Capucinaden, wie er es nennt, Feuer und Flamme sprüht. Er und noch Einige werden sich nicht leicht in den Schooß unserer heiligen Mutter Kirche zurückführen lassen."

„Bah, Augereau ist immer so. Er ist ein Schreier, der viel Lärm macht, und doch, wenn er einen einfältigen Vetter hat, ihn ins Seminar schickt, damit ich ihm zum Almosenier mache. Uebrigens," fuhr der erste Konsul, sich an seinen Kollegen wendend fort, „wann nimmt Ihr Bruder seinen Sitz zu Rouen ein?

Er hat da das schönste Erzbisthum Frankreichs. Binnen einem Jahre ist er Kardinal, das ist ausgemacht!"

Der zweite Konsul machte eine Verbeugung. Seit dem Augenblicke benahm er sich beim ersten Konsul mehr als Hofmann, wie als seines Gleichen.

Mit den Verhandlungen wegen Abschließung des Concordates waren als Bevollmächtigte Joseph Bonaparte, Cretet und der Abbé Bernier beauftragt. Letzterer, den ich öfters in den Tuilerien gesehen habe, war Chef der Chouans gewesen, was er sich immer merken ließ. In der eben erwähnten Unterhaltung sprach der erste Konsul mit den ihn Besuchenden über die Verhandlungen wegen des Concordats und sagte: der Abbé Bernier jagte die italiänischen Prälaten durch seine heftige Logik Schrecken ein. Er schien sich in die Zeit versetzt zu sein, als er die Vendeer gegen die Blauen *) anführte. Nichts war auffallender, als der Abstand seines rauhen, zänkischen Benehmens gegen das feine, honigsüße der Prälaten. Der Kardinal Caprara frug mich vor einigen Tagen mit verstörtem Gesichte, ob denn der Abbé Bernier wirklich im Vendeerkriege aus Republikanerleichen einen Altar, um Messe zu lesen, habe aufrichten lassen. Ich antwortete, daß ich nichts davon wüßte, es aber wohl möglich wäre. General, erster Konsul, schrie nun der Kardinal ganz außer sich, nicht ein rother Kardinalshut, sondern eine rothe Freiheitsmütze gebührt diesem Manne!"

„Ich fürchte sehr," setzte der erste Konsul hinzu, „daß dies dem Abbé um das Baret bringen wird."

Nach seiner Toilette gingen die beiden Herren fort, um sich zum Besuche des Gottesdienstes anzuschicken. Der erste Konsul trug an diesem Tage sein Amtskleid, einen Scharlachrock ohne Aufschlag, mit großen goldgestickten Palmen auf den Nähten. Sein Säbel, den er aus Aegypten mitgebracht hatte, hing an der Seite an einem ziemlich schmalen, aber schön und reich gearbeiteten Gehänge. Er behielt seine schwarze Halsbinde bei und wollte kein Spitzenhalstuch anlegen; übrigens ging er wie seine

---

*) Blaue (**bleus**), wurden die Soldaten der Republik von den Vendeern genannt. A. d. Ueb.

Amtsgenossen in Schuh und Strümpfen. Ein französischer Hut mit dreifarbigen, wehenden Federn vollendeten seinen reichen Anzug.

Die erste Feier des Gottesdienstes in Notre Dame war für die Pariser ein ganz außerordentliches Schauspiel. Viele eilten dazu wie zu einer theatralischen Vorstellung. Andere, besonders das Militär, spotteten mehr darüber als sie sich daran erbauten; diejenigen aber, welche in der Revolution am eifrigsten zum Umsturze des nun wieder eingeführten Gottesdienstes beigetragen hatten, verbargen nur mit Mühe ihren Unwillen und Aerger. Das gemeine Volk sah in dem Te Deum, welches an diesem Tage, zur Feier des Friedens und des Concordats gesungen wurde, nichts als eine neue Quelle seine Schaulust zu befriedigen. Nur im Mittelstande hatten viele Andächtige die Aufhebung der Andachtsübungen, in denen sie aufgewachsen waren, lebhaft bedauert und diese waren bei der Wiedereinführung derselben glücklich. Außerdem zeigte sich keine Spur einer Unduldsamkeit oder übertriebenen Strenge, welche die Feinde der Intoleranz hätte erschrecken können. Die Geistlichkeit hütete sich absichtlich vor großen Ansprüchen, sie verlangte sehr wenig und verdammte Niemand. Der Stellvertreter des heiligen Vaters, der Kardinal-Legat gefiel Allen (vielleicht mit Ausnahme einiger alter mürrischer Priester) durch seine Nachsichtigkeit, seine weltlich feine Lebensart, und das Ungezwungene seines Betragens; er lebte im besten Einverständniß mit dem ersten Konsul, der sich sehr gern mit ihm unterhielt.

Die Anhänglichkeit des Volks an seine alten Gewohnheiten ließ es die Ruhe und Feier des Sonntags gern wiederfinden. Der republikanische Kalender war gewiß sehr klug berechnet, aber man hatte ihn gleich ins Lächerliche gezogen, indem man an die Stelle der Heiligentage des alten Kalenders die Tage des Esels oder Schweines, der Rüben oder der Zwiebel u. s. w. gesetzt hatte. Ueberdies war er, wenn auch klug berechnet, doch nicht gut eingetheilt, und ich entsinne mich eines witzigen Einfalls darüber von einem geistreichen Manne, der überall, nur nicht im Kalender das republikanische System eingeführt wünschte. Als das Conventsdecret über die Annahme des republikanischen Kalenders bekannt gemacht wurde, sagte M...: „Sie mögen alles versuchen, zwei Feinde sind da, die nicht nachgeben: der Bart und das reine

Hemde." Allerdings war für die Handwerker, so wie für alle Tagelöhner, ein zu großer Zeitraum zwischen einem Decadi und dem anderen. Es mag wohl eingewurzelte Gewohnheit sein, aber das an sechs Tage Arbeit gewöhnte Volk fand neun lange Arbeitstage nach einander allzu lang; deshalb wurde die Abschaffung der Decadis allgemein gebilligt. Nicht so ganz billigte man das Gesetz, welches die sonntägigen Heirathsaufgebote anordnete, weil man das Wiedereingreifen der Geistlichkeit in die bürgerlichen Verhältnisse befürchtete.

Einige Tage nach der feierlichen Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes erschien in den Tuilerien ein General, der vielleicht eben so gern die Annahme der mohamedanischen Religion und die Umwandlung von Notre Dame in eine Moschee gesehen hätte. Es war der letzte Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee, der in Kairo Muselmann geworden sein sollte, der ehemalige Baron von Menou. Ungeachtet der letzten Niederlage, welche die Engländer ihm vor kurzem in Aegypten beigebracht hatten, wurde der General Abdallah Menou vom ersten Konsul gut aufgenommen und von ihm kurz darauf zum Generalgouverneur von Piemont ernannt. Der General Menou war ein erprobt tapferer Mann, der auch außer dem Schlachtfelde in den schwierigsten Verhältnissen großen Muth bewiesen hatte. Nach dem 10. August war er, obgleich Republikaner, mit Ludwig XVI. vor die Versammlung gekommen, und später von den Jakobinern als Royalist angeklagt worden. Als 1795 die Vorstadt St. Antoine in Masse aufstand und gegen den Konvent anrückte, hatte Menou die Empörer umzingelt und entwaffnet, aber sich dabei den Konventscommissären widersetzt, die, zur Strafe für die beständigen Unruhen, die ganze Vorstadt wollten in Brand stecken lassen. Kurz darauf weigerte er sich auch für die Konventsmitglieder die Sectionen von Paris mit Kartätschen niederzuschießen und wurde deshalb vor einen Ausschuß gestellt, der ihn gewiß verurtheilt hätte, wenn nicht Bonaparte, der an seiner Stelle den Befehl der Armee des Innern bekleidete, alles Mögliche zu seiner Rettung aufgeboten hätte. So vielfache Beweise von Muth und Edelsinn ließen bei diesem tapfern Officier den, in andern Beziehungen gerechtfertigten Stolz nachsehen, womit er sich rühmte, die

Nationalgarden bewaffnet und statt der weißen Fahne die dreifarbige aufgesteckt zu haben, welche er meine Flagge nannte. Von Piemont ging er als Gouverneur nach Venedig, wo er 1810, unerachtet seines 60jährigen Alters, aus Liebe für eine Schauspielerin, der er von Venedig nach Reggio gefolgt war, starb.

Die Errichtung des Ordens der Ehrenlegion fand einige Tage vor der Bekanntmachung des lebenslänglichen Konsulats Statt, weshalb der 15. August gefeiert wurde. Dies war der Geburtstag des Konsuls und so benutzte man diese Gelegenheit zur ersten öffentlichen Feier desselben; er wurde damals 33 Jahre alt.

Im darauf folgenden Monat Oktober begleitete ich den ersten Konsul auf seiner Reise nach der Normandie. Während unsers Aufenthalts in Ivry besuchte der erste Konsul das Schlachtfeld. Bei seiner Ankunft darauf sagte er: „Ehre dem Andenken des besten Franzosen, der jemals auf Frankreichs Thron saß!" Er befahl die Wiederaufstellung der Säule, welche zur Erinnerung an Heinrichs IV. Sieg errichtet worden war.

Man liest hier vielleicht gern die Inschriften, welche auf den 4 Seiten der Pyramide eingegraben waren.

Erste Inschrift:

Napoleon Bonaparte, erster Konsul, dem Andenken Heinrichs IV., des Siegers über die Feinde des Reichs auf der Ebene von Ivry am 14. März 1590.

Zweite Inschrift:

Die großen Männer lieben den Ruhm derer, welche ihnen gleichen.

Dritte Inschrift:

Im XI. Jahre der französischen Republik, am 7. Brumaire, hat Napoleon Bonaparte, erster Konsul, bei dem Besuche dieser Ebene, die Wiederaufstellung dieses, dem Andenken Heinrichs IV. und dem Siege bei Ivry gewidmeten Denkmals befohlen.

Vierte Inschrift:

Frankreichs Unglücksfälle zur Zeit der Schlacht von Ivry entstanden durch die, von den verschiedenen Partheien Frankreichs

herbeigerufene Unterstützung der Spanier und Engländer. Jeder Familie, jede Parthei, so fremde Mächte zu Hülfe ruft, hat den Fluch des französischen Volks verdient und wird ihn bis zur fernsten Nachkommenschaft verdienen.

Diese Inschriften sind ausgelöscht und dafür folgende hingesetzt worden: „Hier ist der Ort, wo sich Heinrich IV. während der Schlacht bei Ivry, am 14. März 1590, aufhielt.

Ledier, der Maire von Ivry, begleitete bei diesem Ausfluge den ersten Konsul, welcher sich viel mit ihm unterhielt und sehr mit ihm zufrieden schien. Nicht so befriedigte ihn der Maire von Evreux; heftig unterbrach er seine Begrüßungsanrede durch die Frage, ob er seinen Amtsgenossen, den Maire von Ivry, kenne. Der Maire verneinte dies und der erste Konsul fuhr fort: „Ei, das ist schlimm genug für Sie, ich rathe Ihnen, seine Bekanntschaft zu machen.“

In Evreux ergötzte auch ein hochgestellter Beamter Madame Bonaparte und ihr Gefolge durch eine Naivetät, die nur dem ersten Konsul nicht gefiel, weil er dergleichen von Angestellten nicht mochte. Herr von Ch.. machte der Madame Bonaparte im Namen des Hauptortes die Aufwartung und zeigte sich dabei trotz seines Alters äußerst eifrig und geschäftig. Mit ihrem gewohnten Wohlwollen und Herzensgüte richtete Madame Bonaparte unter andern auch die Frage an ihn, ob er verheirathet wäre und Kinder habe. „Ja wohl Madame,“ erwiederte Herr von Ch. und verbeugte sich lächelnd: „ich habe fünf Kinder.“ (cinq-z enfans) „Mein Gott, das ist ja ein ganzes Regiment! Das ist unglaublich! Wirklich, sechszehn Kinder? *) rief Madame Bonaparte aus. „Ja, Madame, cinq-z enfans,“ wiederholte der durchaus nicht verwunderte Beamte, der sich das von Madame Bonaparte geäußerte Erstaunen gar nicht deuten konnte. Endlich erklärte ihr einer den durch des Hrn. von Ch. gefährliche Verbindung entstandenen Irrthum und fügte möglichst ernsthaft hinzu: „Entschuldigen Sie gütigst Herrn

---

*) Sie verstand nämlich **seize** anstatt **cinq-z**, das doch nur **cinq** heißen mußte. A. d. Ueb.

von Ch., die Revolution hat seine Studien unterbrochen.“ Er war aber bereits ein Sechziger.

Von Evreux ging die Reise nach Rouen, woselbst wir um 3 Uhr Nachmittags ankamen. Der Minister des Innern, Chaptal, der Präfekt des Departements, Beugnot und der Erzbischof von Rouen, Cambaceres, kamen dem ersten Konsul eine Strecke vor der Stadt entgegen. Am Thore empfing ihn der Maire, Fontenay, und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Der erste Konsul nahm sie, gab sie dann dem Maire zurück, und sagte so laut, daß es die um den Wagen versammelte Menge hören konnte: „Bürger von Rouen, ich kann keinem die Schlüssel der Stadt besser anvertrauen, als diesem würdigen Beamten, der mit vollstem Rechte mein und euer Vertrauen genießt!“ Er ließ darauf Hrn. Fontenay zu sich in den Wagen setzen, um dadurch die Stadt in der Person ihres Maire zu ehren.

Madame Bonaparte saß im Wagen ihres Gemahls, diesem zur Rechten ritt General Moncey, General Inspector der Gensdarmerie. Im zweiten Wagen saß der General Soult und zwei Adjutanten, im dritten der General Bessieres und Herr von Lucay und im vierten der General Lauriston. Dann folgte die Dienerschaft und im ersten Wagen derselben saßen Hambart, Hebert und ich.

Wer vermöchte aber den Enthusiasmus der Einwohner von Rouen bei der Ankunft des ersten Konsuls zu beschreiben. Die Lastträger und Schiffer kamen uns in ihrem besten Staate entgegen und als der Wagen, in dem die Gefeierten saßen, an die Thore der Stadt kam, stellten sich diese braven Leute paarweise auf und zogen so vor demselben her bis zum Präfekturgebäude, in dem der erste Konsul abstieg.

Der Präfekt uud der Maire von Rouen, der Erzbischof und der Divisionsgeneral speisten beim ersten Konsul, dieser war bei Tische in der besten Laune; sorgfältig erkundigte er sich nach dem Zustande der Manufakturen, den neuen Entdeckungen im Fabrikwesen und nach allem, was sich auf den Wohlstand dieser durch ihre Industrie ausgezeichneten Stadt bezog.

Am Abend und fast die ganze Nacht hindurch umgab eine ungeheure Menschenmenge das Hotel und drängte sich in den Gär-

ten der Präfektur, welche erleuchtet und mit Transparents, die in Allegorien die Thaten des ersten Konsuls darstellten, ausgeschmückt waren. Zeigte er sich auf der Terrasse, so erschallte jedesmal die Luft von Beifallklatschen und Jubelgeschrei, was ihn sehr zu schmeicheln schien.

Am andern Morgen ritt er um die Stadt, besah die herrlichen Umgegenden und hörte um 11 Uhr die Messe, welche der Erzbischof in der Kapelle der Präfektur las. Eine Stunde darauf empfing er den obersten Rath des Departements, den Präfekturrath, den Municipalrath, die Geistlichen und Richter. Er mußte ein halbes Dutzend Reden, alle von gleichem Schlage, anhören, und erwiederte sie auf eine Weise, daß die Redner die höchste Meinung von ihren Verdiensten haben mußten. Alle diese Korporationen wurden sodann der Madame Bonaparte vorgestellt, welche sie mit gewohnter Güte aufnahm.

Des Abends wurden die Frauen der Beamten der Madame Bonaparte vorgestellt. Der erste Konsul war dabei anwesend und man benutzte diese Gelegenheit, ihm mehrere neuerdings amnestirte Personen vorzustellen, die er mit Wohlwollen behandelte.

Im übrigen glich dieser Abend ganz dem gestrigen, es wurde illuminirt, das Volk drängte sich um die Präfektur und den Garten, Jubel und Vivatgeschrei ertönte. Alles nahm einen festlichen Charakter an, der mich erfreute und mir selbst gegen die engen schmutzigen Straßen, die alten häßlichen Häuser und deren gothische Bauart, wodurch Rouen sich damals auszeichnete, wunderlich abzustechen schien.

Montags den 1. Nov. setzte sich der erste Konsul um 7 Uhr Morgens zu Pferde, begleitet von einer Abtheilung Bürgergarde, und ritt über die Schiffbrücke durch die Vorstadt St. Sever. Auf dem Rückwege hatte sich das Volk an der Schiffsbrücke versammelt und begleitete ihn unter dem lautesten Jubel in das Präfekturgebäude zurück.

Nach dem Frühstücke hielt der Erzbischof Hochamt, wegen des Allerheiligenfestes; hierauf wurden dem ersten Konsul die gelehrten Gesellschaften, die Verwaltungsbehörden und die Friedensrichter vorgestellt. Eine der von ihnen an den ersten Konsul gerichte=

ten Reden enthielt eine merkwürdige Stelle; die guten Beamten baten ihn in ihrer Begeisterung um die Erlaubniß, ihn den großen Friedensrichter Europas nennen zu dürfen. Beim Abtreten dieser Herren bemerkte ich den Wortführer; er hatte Thränen im Auge und wiederholte mit Stolz die ihm ertheilte Erwiderung. Es thut mir leid, seinen Namen vergessen zu haben, er war einer der achtbarsten Bürger von Rouen, seine Gestalt flößte Vertrauen ein und hatte einen Ausdruck von Freimüthigkeit, der für ihn einnahm.

Abends besuchte der erste Konsul das Theater; es war gedrängt voll und bot einen herrlichen Anblick dar. Die Municipalbehörden hatten eine Festlichkeit angeordnet, die ganz nach dem Geschmacke des ersten Konsuls war, der dem Präfekt und Maire mehrere Male dafür dankte. Bei Eröffnung des Balles ging er zwei- oder dreimal durch den Saal, und zog sich dann mit dem Generalstabe der Nationalgarde zurück.

Der Morgen des folgenden Tags wurde fast ganz zu dem Besuch der zahlreichen Fabriken verwendet. Es begleiteten ihn bei demselben der Minister des Innern, der Präfekt, der Maire, der Divisionsgeneral, der Generalinspector der Gensdarmerie und der Generalstab der Konsulargarde. In der Vorstadt St. Sever stellte ihm der Minister des Innern den Aeltesten unter den Arbeitern vor, welcher zuerst in Frankreich ein Stück Sammet gewebt hatte. Der erste Konsul begrüßte den achtbaren Greis und setzte ihm ein Pension aus. Eben so wurden Belohnungen und Aufmunterungen an mehrere ausgetheilt, welche wegen nützlicher Erfindungen die Anerkennung des Staats verdienten.

Mittwoch Morgens sehr früh reisten wir nach Elbeuf, wo wir um 10 Uhr ankamen, begleitet von ungefähr 60 jungen Männern aus den angesehensten Familien der Stadt, welche, wie in Rouen, sich die Ehre erbaten, dem ersten Konsul als Leibwache zu dienen.

Ringsherum war die Gegend mit den Bewohnern der nahe gelegenen Gemeinden bedeckt. Der erste Konsul stieg beim Maire von Elbeuf ab, und frühstückte daselbst; dann besuchte er die einzelnen Theile der Stadt, beobachtete Alles und da er die Nothwendigkeit einer Verbindungsstraße zwischen Elbeuf und der be-

nachbarten kleinen Stadt Romilly kannte, so befahl er dem Minister des Inneren, sogleich Anstalten zur Erbauung derselben zu treffen.

In Elbeuf war er, wie in Rouen, der Gegenstand allgemeiner Verehrung und Segenswünsche. Um 4 Uhr Nachmittags kehrten wir nach Rouen zurück.

Der dortige Handelsstand hatte im Börsenlokale eine Festlichkeit angeordnet, zu der sich der erste Konsul mit seiner Gemahlin nach Tische verfügte. Er verweilte sehr lange im Erdgeschosse dieses großen Gebäudes, wo ausgezeichnete Proben aller Erzeugnisse des Gewerbfleißes des Departements ausgestellt waren. Er untersuchte Alles und ließ seiner Gemahlin ein Gleiches thun, welche mehreres einzukaufen beliebte.

Dann stieg er in den ersten Stock, wo in einem schönen Saale an 100 der hübschesten Mädchen und Frauen der ersten Handelsleute der Stadt versammelt waren. Er ließ sich in dem reizenden Kreise nieder und blieb ungefähr eine Viertelstunde, dann trat er in einen andern Saal, wo ein kleines Sprüchwortspiel mit Liedern aufgeführt wurde, welches die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der Einwohner von Rouen zu erkennen gab. Dann folgte ein Ball.

Am Donnerstag Abend beschloß der erste Konsul den folgenden Tag früh nach Havre abzureisen, und wirklich wurde ich um 5 Uhr Morgens von Hebert aufgeweckt, der mir sagte, daß in einer Stunde aufgebrochen werden sollte. Ich fand mich beim Erwachen unwohl, und blieb es den ganzen Tag; wie gern hätte ich noch einige Stunden geschlafen, aber ich mußte mit fort. Vor der Abreise schenkte der erste Konsul dem Erzbischofe eine Tabatiere mit seinem Portrait und dem Maire eine andre mit dem Namenszuge: Französisches Volk.

In Caudebec wurde gefrühstückt. Der Maire dieser Stadt stellte dem ersten Konsul einen Korporal vor, der den Feldzug in Italien mitgemacht und für seine Tapferkeit einen Ehrensäbel erhalten hatte, (irre ich nicht, so hieß er Roussel); er befand sich in Caudebec auf halbjährigen Urlaub. Dieser bat den ersten Konsul um die Erlaubniß, an der Thüre des Zimmers, in welchem sich die hohen Reisenden befanden, Schildwache stehn zu dürfen,

was ihm gewährt wurde. Als sich der erste Konsul zu Tische gesetzt hatte, wurde Roussel herbeigerufen, um mit seinem alten Feldherrn zu speisen. In Havre und Dieppe lud der erste Konsul alle Soldaten oder Matrosen ein, welche Ehrensäbel, Ehrenflinten oder Ehren=Enterhaken erhalten hatten. Er blieb eine halbe Stunde in Bolbec, und beobachtete aufmerksam die Industerieerzeugnisse der Umgegend, und rühmte die ihm entgegenkommende Ehrengarde wegen ihrer guten Haltung. Er dankte der Geistlichkeit für die um seinetwillen gehaltenen Gebete und gab ihr und dem Maire Geldsummen für die Armen. In Havre war die Stadt bei der Ankunft des ersten Konsuls illuminirt. Er zog mit seinem Gefolge zwischen grünen, mit allerhand Feuerwerk geschmückten Hecken ein; die Schiffe im Hafen glichen einem brennenden Walde, und die Masten waren bis zur Spitze mit bunten Lampen behängt. Am Tage seines Eintreffens nahm er nur einen Theil der Stadtbehörden an, weil er, müde von der Reise, sich bald zur Ruhe begab. Aber am andern Morgen war er schon früh um 6 Uhr zu Pferde, wandte mehr als 2 Stunden auf den Besuch der Umgegend, besichigte die Hügel von Ingouville über eine Stunde hinaus, und die Ufer der Seine bis zur Anhöhe von Hoc und ritt dann um die Außenwerke der Citadelle. Gegen 3 Uhr nahm er Besuche an; er unterhielt sich mit den Beamten aufs Weitläuftigste über alle Arbeiten, die nöthig wären den Hafen in den vollkommensten Stand zu setzen (den er immer den Hafen von Paris nannte). Er lud den Unterpräfekt, den Maire, die beiden Gerichtspräsidenten, den Platzkommandanten und den Chef der zehnten Halbbrigade leichter Infanterie zur Tafel.

Des Abends begab sich der erste Konsul ins Theater, wo man ein Gelegenheitsstück gab, das nicht besser wie alle dergleichen Stücke war, wofür aber der erste Konsul und besonders Madame Bonaparte dem Verfasser vielen Dank wußten. Die Illumination war noch glänzender, als am Abend vorher. Ich entsinne mich, daß die größte Anzahl der Transparents die Worte: der 18. Brumaire des Jahres VIII., enthielt.

Am Sonntage, um 7 Uhr Morgens, besuchte der erste Konsul erst das Zeughaus der Marine und die alte Bassins, dann schiffte er sich bei schönem Wetter auf einem Boote ein und blieb mehrere

Stunden auf der Rheede. Eine große Menge Kähne mit geputzten Herren und Damen begleiteten ihn, so wie auch Musikanten, welche die Lieblingsmelodien des ersten Konsuls spielten. Dann nahm er Besuche von Kaufleuten an, mit denen er sich höchst angenehm (nach seinem eignen Geständnisse) über den Handel von Havre und mit den Kolonien unterhielt. Des Abends gab der Handelsstand eine Festlichkeit, welcher der erste Konsul eine halbe Stunde beiwohnte. Montag Morgen um 5 Uhr fuhr er auf einem Lougre (eine Art Kauffartheischiff) nach Harfleur, das Wetter war, als er abfahren wollte, ungünstig, und man hatte ihn von mehreren Seiten gebeten, nicht abzuseegeln. Als dies Madame Bonaparte hörte, eilte sie mit derselben Bitte zu ihm, er aber umarmte sie lachend, nannte sie furchtsam und bestieg das Schiff. Wie er eingestiegen war, legte sich plötzlich der Wind und das Wetter wurde herrlich. Nach seiner Rückkehr nach Havre hielt er eine Revue auf dem Platze der Citadelle und besuchte die Anstalten für die Artillerie. Am Abende nahm er noch viele Beamte und Kaufleute an und am andern Morgen um 6 Uhr reiste er nach Dieppe.

Bei unserer Ankunft in Fecamp gewährte die Stadt einen merkwürdigen Anblick. Alle Einwohner der Stadt und der benachbarten Städte und Dörfer zogen hinter der Geistlichkeit einher, und sangen ein Te Deum zur Jahresfeier des 18. Brumaire. Diese zahllosen Stimmen, die sich im Gebete für ihn gen Himmel erhoben, ergriffen den ersten Konsul aufs tiefste; er gestand mehrere Male beim Frühstücke, daß er bei diesen Gesängen unter dem Himmelsdome mehr gefühlt habe, als nur irgend einmal bei den herrlichsten Musikfesten.

Um 6 Uhr Abends trafen wir in Dieppe ein; der erste Konsul nahm vor dem Nachtlager noch alle Glückwünsche an, die zu der Zeit dort wie überall aufrichtig gemeint waren. Um 8 Uhr Morgens besuchte er den Hafen, wo er lange dem Fischfang zusah, dann, die Vorstadt Du Pollet und die begonnenen Bassinarbeiten. Er zog den Unterpräfekt, den Maire und drei Matrosen von Dieppe, welche bei dem Gefechte von Boulogne sich ausgezeichnet und deshalb Ehren-Enterhaken erhalten hatten, zu Tafel. Er befahl den Bau einer Schleuse im hintern Hafen und

die Fortführung eines schiffbaren Kanals bis nach Paris, wovon bis jetzt einige Klaftern fertig geworden sind. Von Dieppe reisten wir nach Hisors und Beauvais. Endlich, nach einer Abwesenheit von vierzehn Tagen kehrte der erste Konsul mit seiner Gemahlin nach St. Cloud zurück. Man hatte während dieser Zeit mit allem Eifer an der Wiederherstellung und Einrichtung dieses vormals königlichen Residenzschlosses gearbeitet, das der erste Konsul zu bewohnen sich bestimmt hatte. Doch davon sogleich ein Mehreres.

Zehntes Kapitel.

Einfluß der Reise in die Normandie auf den ersten Konsul. — Erste Hofdamen der Madame Bonaparte. — Eheliche Pflichten. — Der Grenadier als Landmann.

Die Reise des ersten Konsuls in die reichsten und aufgeklärtesten Departements Frankreichs mußte viele Schwierigkeiten beseitigen, denen er bei der Ausführung seiner Pläne zu begegnen befürchtet hatte. Ueberall wurde er wie ein Monarch empfangen, und nicht bloß ihm, auch Madame Bonaparte waren alle die Ehrenbezeugungen erwiesen worden, welche sonst nur gekrönten Häuptern zu Theil werden. Die auf dieser Reise dargebrachten Huldigungen waren ganz dieselben, die ihnen später und zur Zeit des Kaiserthums, während sie zu verschiedenen Zeiten das Reich bereisten, dargebracht wurden. Deshalb habe ich sie etwas genauer geschildert, denn die Ausführlichkeit meiner Darstellung hat, wie ich zu bemerken bitte, ihren Grund darin, daß ich nicht blos für solche Leser schreibe, welche das Kaiserreich gesehen haben. Schon jetzt tritt an die Stelle des Geschlechts, welches jene großen Thaten erlebte und den größten Mann unserer Zeit, von seinem ersten Auftreten an, ganz in der Nähe beobachten konnte, ein neues, das nur aus den Erzählungen des vorhergegangenen das-

selbe beurtheilen kann. Wenn nun auch die ernste Geschichtserzählung dergleichen kleinliche Einzelnheiten unerwähnt läßt, so knüpft sich an sie doch eine Rückerinnerung an, und auch sie tragen zur Kenntniß der Zeitverhältnisse bei. Mir z. B. dünkt, daß die vom Volke und den Behörden dem ersten Konsul und seiner Gemahlin auf ihrer Reise in die Normandie dargebrachten Huldigungen dem Staatsoberhaupte den Beweis gaben, daß er wenigstens von Seiten der Nation keinen großen Widerstand zu befürchten haben würde, wenn er, seinen Titel zu ändern und sich zum Kaiser ernennen zu lassen, für gut hielte.

Kurz nach der Rückkunft gab ein Konsularbeschluß der Madame Bonaparte vier Damen, um ihr im Pallaste die Honneurs machen zu helfen. Es waren die Frauen von Remusat, v. Tallouet, v. Lucay und v. Lauriston. Sie wurden unter dem Kaiserreiche Pallastdamen. Frau v. Lucay belustigte öfters die Dienerschaft durch kleine Beweise ihrer Sparsamkeit, doch war sie gut und gefällig. Frau v. Remusat besaß große Verdienste und ertheilte treffliche Rathschläge; sie schien etwas stolz, was um so mehr auffiel, als Herr v. Remusat überaus gutmüthig war.

Später gab es eine Ehrendame, Frau de la Larochefoucault, deren ich noch erwähnen werde.

Eine Kammerdame, Frau von Lucay, an deren Stelle Frau de la Valette trat, welche durch die Anhänglichkeit an ihren Gatten so berühmt ist.

Vier und zwanzig Pallastdamen, geborne Französinnen, unter ihnen Frau v. Remusat, v. Talluet, v. Lauriston, Ney, v. Arberg, Louise v. Arberg, späterhin Gräfin v. Lobau, v. Walsh-Serent, v. Colbert, Lannes, Savary, v. Turenne, Octavio v. Segur, v. Montalivet, v. Marescot, v. Bouillé, Solar, Lascaris, v. Brignolé, v. Canisy, v. Chevreuse, Victor v. Mortemart, v. Montmorency, Matignon und Maret.

Zwölf Pallastdamen, geborne Italienerinnen.

Diese Damen hatten immer jeden Monat abwechselnd den Dienst, so daß stets eine Italienerin und zwei Französinnen zusammen waren. Erst wollte der Kaiser keine unvermählten Frauen-

zimmer zu Pallastdamen wählen, allein später machte er eine Ausnahme bei dem Fräulein Louise v. Arberg, späterhin Gräfin v. Lobau, und Fräulein v. Lucay, welche den Grafen Philipp v. Segur, den Geschichtschreiber des russischen Feldzuges, geheirathet hat. Diese beiden Fräulein haben durch ihre sittsame und unbescholtene Lebensweise bewiesen, daß man selbst am Hofe sehr ehrsam bleiben kann;

Vier Anmeldedamen, die Damen Soustras, Ducrest-Villeneuve, Felicitas Longroy und Egle Marchery;

Zwei Ober-Kammerfrauen, Madame Roy und Frau Marco v. St. Hilaire, welche die Staatsgarderobe und die Juwelen in Verwahrung hatten;

Vier Unter-Kammerfrauen;

Eine Vorleserin.

Das männliche Personale des Hofstaats Ihrer Majestät der Kaiserin bestand aus folgenden Personen:

Ein Ober-Stallmeister, der Senator Harville, der zugleich die Stelle eines Ehrencavaliers begleitete;

Ein Ober-Kammerherr, der Divisionsgeneral Nansouty;

Ein Kammerherr, der die Gesandten einführte, Herr v. Beaumont;

Vier Unter-Kammerherrn, der Herr v. Courtomer, Degrave, Galard v. Bearn, Hector v. Aubusson de la Feuillade;

Vier Stallmeister, die Herren Corbineau, Berckheim, v. Audenarde und Fouler;

Ein Generalintendant des Pallastes Ihrer Majestät, Herr Hinguerlot;

Ein Privatsekretär, Herr Deschamps.

Zwei Oberkammerdiener, die Herren Frère und Douville;

Vier Kammerdiener;

Vier Kammerboten;

Zwei Oberlakaien zu Fuß, die HH. Lesperance und v. Argens

Sechs Lakaien zu Fuß;

Die Küchen- und Gesundheitsbeamten waren die beim Hofstaate des Kaisers angestellten. Außerdem hatten stets sechs Pagen des Kaisers den Dienst bei der Kaiserin.

Der erste Almosenier war Ferdinand v. Rohan, früher Erzbischof von Cambray.

Ein anderer gleichzeitiger Beschluß setzte Präfekte des Pallastes ein. Die ersten vier Präfekte des Konsularpallastes waren die Herren v. Remusat, v. Cramayel (später Einführer der Gesandten und Ceremonienmeister), v. Lucay und Didelot, später Präfect von Cher.

Malmaison wurde für den ersten Konsul zu beschränkt, da seine Umgebung, wie die der Madame Bonaparte, sich von Tag zu Tag vergrößerte. Er mußte eine größere Wohnung haben und wählte St. Cloud.

Die Einwohner von St. Cloud hatten bei dem gesetzgebenden Körper eine Bittschrift eingereicht, daß der erste Konsul ihr Schloß zur Sommerwohnung wählen möge. Diese überschickte die Versammlung dem ersten Konsul, und sprach dieselbe Bitte, unter den schmeichelhaftesten Anspielungen, aus. Er schlug es förmlich aus und sagte, er würde es sich zur Ehre rechnen, eine Belohnung vom Volke zu erhalten, wenn er das ihm obliegende Amt niedergelegt haben würde; so lange er aber Oberhaupt der Regierung wäre, nähme er nichts an. Die Einwohner von St. Cloud, die bei der Gewährung ihrer Bitte ihre Rechnung fanden, erneuerten, unerachtet der abschlägigen Antwort, ihr Gesuch, als der erste Konsul zum lebenslänglichen ernannt worden war und diesmal willigte er ein. Die Kosten für die Wiederherstellung und Ausmeublirung waren ungeheuer, und übertrafen alle entworfenen Anschläge; trotz dem war Bonaparte mit der Einrichtung und den Verzierungen unzufrieden. Er klagte gegen Charvet, den Verwalter von Malmaison, dem er dasselbe Amt im neuen Pallaste übertragen hatte, und dem die Anordnung und Aufsicht über das Meublement oblag, daß man ihm die Zimmer wie für eine Maitresse eingerichtet habe, die nichts enthielten wie Flitterkram und Tändeleien, aber durchaus nichts Ernstes. Hier gab er noch einen Beweis seiner Neigung zur Wohlthätigkeit, ohne sich um die damals noch mächtigen Vorurtheile zu kümmern. Er erfuhr, daß in St. Cloud noch viele alte Diener der Königin Marie Antoinette sich aufhielten, und beauftragte Hrn. Charvet, ihnen ihre vorigen Aemter oder Pensionen anzubieten. Die meisten wählten ihre Wiederanstellung.

Im Jahre 1814 handelte man nicht so großmüthig. Alle Angestellte, selbst die ehemaligen Diener Marien Antoinettens, wurden verabschiedet.

Kurz nachdem der erste Konsul St. Cloud, dieses Schloß, das mit ungeheurem Kostenaufwande wiederum ein Herrschersitz geworden war, bezogen hatte, wäre es beinahe ein Raub der Flammen geworden. Unter der Flur im Mittelpunkte des Pallastes war eine Wachtstube. Eine Nacht hatten die Soldaten so übermäßig geheizt, daß der Ofen zu glühen anfing; ein Stuhl in der Nähe eines der Ofenlöcher gerieth in Brand und das Feuer ergriff schnell die andern Meubel des Zimmers. Als der wachthabende Officier es gewahr wurde, weckte er den Verwalter, beide liefen gleich zum General Duroc, der eiligst aufstand, das größte Stillschweigen anbefohl und eine Spritzenreihe ordnete. Er stellte sich selbst mit dem Verwalter in das Bassin, während die Soldaten sich die Wassereimer zureichten, und in beinahe 3 Stunden war das Feuer gelöscht, das schon alles Stubengeräthe verzehrt hatte. Erst am andern Morgen erfuhren Bonaparte, Josephine, Hortensia, kurz alle Bewohner des Schlosses, den Vorfall, und Alle wußten, besonders der erste Konsul, sehr vielen Dank, daß man sie nicht geweckt hatte. Um solchen Fällen zuvorzukommen oder sie wenigstens minder gefährlich zu machen, führte der Konsul eine Nachtwache in St. Cloud ein; später that er dies in allen seinen Wohnsitzen.

In der ersten Zeit, als Bonaparte in St. Cloud wohnte, schlief er noch bei seiner Frau, bald aber trat die Etiquette ein und die eheliche Zärtlichkeit erkaltete ein wenig. Zuletzt bewohnte er ein von den Gemächern seiner Gemahlin ziemlich entfernt gelegenes Zimmer, so daß er zu ihr nur durch einen langen Corridor gelangen konnte, an dessen Seiten die Pallast- und diensthabenden Damen wohnten. Wann er des Nachts zu seiner Frau wollte, so entkleidete er sich erst, und ging im Nachtkleide und mit einem Tuche um den Kopf zu ihr; ich mußte ihm leuchten. Am Ende des Corridors führte eine Treppe von 15 oder 16 Stufen zu den Zimmern der Madame Bonaparte. Der Besuch ihres Mannes machte ihr große Freude; am andern Morgen wußte es das ganze Haus. Mir steht noch klar vor Augen, wie sie zu jedem Eintretenden

sagte und sich die kleinen Hände dabei rieb: „Ich bin heute etwas spät aufgestanden, aber, sehen Sie, Bonaparte ist die Nacht bei mir gewesen.“ An solchen Tagen war sie am liebenswürdigsten; sie schlug nichts ab, was ich meinerseits öfters erfahren habe.

Als ich einmal den ersten Konsul zu so einem Besuche führte, bemerkten wir im Corridor einen wohlgekleideten jungen Mann, welcher aus dem Zimmer einer der Dienerinnen herauskam. Er suchte sich zu verbergen, aber der erste Konsul bemerkte ihn und rief ihm laut zu: „Wer da? wo wollen Sie hin? was machen Sie hier? wie heißen Sie?“ Es war blos ein Kammerdiener von Madame. Erschrocken über die heftigen Fragen antwortete er mit bebender Stimme, er habe einen Auftrag von Madame Bonaparte ausgerichtet. „Ganz wohl, aber daß ich Sie nicht wieder hier treffe,“ erwiederte der erste Konsul. In der Ueberzeugung, daß der Liebhaber die Lehre befolgen würde, forschte er weder nach seinem Namen, noch nach dem seiner Geliebten.

Weit strenger verfuhr er mit einer andern Kammerfrau seiner Gemahlin. Sie war jung und sehr schön, und flößte zwei Adjutanten, den Herren R... und E.. zärtliche Gefühle ein. Diese seufzten beständig an ihrer Thüre und schickten ihr Blumen und Liebesbriefe, was aber das Mädchen, wie wenigstens die allgemeine Meinung im Hause war, nicht erwiederte. Josephine war ihr sehr gut; als aber der erste Konsul diese Liebeleien gemerkt hatte, gerieth er in Zorn und jagte das arme Mädchen fort, unerachtet ihrer Thränen und der Bitten der Madame Bonaparte, mit denen sich die des tapfern und gutmüthigen Obersten R... vereinten, der höchst naiv versicherte, die Schuld liege an ihm allein, die Kleine sei nur zu loben, denn sie habe ihn niemals erhört. Aber alles war gegen den Ausspruch des ersten Konsuls vergeblich; er antwortete nur: „Ich will keine Unordnung, kein Aufsehen in meinem Hause.“

Bei der Vertheilung von Ehrenwaffen wurde stets ein Gastmahl in den Tuilerien veranstaltet, zu dem ohne Unterschied des Ranges alle, welche solche Belohnungen erhielten, geladen wurden. Sie fanden im großen Schloßsale Statt und es waren öfters zweihundert Gäste anwesend. Der General Duroc war Ceremonienmeister, und der erste Konsul trug ihm stets auf, gemeine Solda-

ten, Oberste und Generäle unter einander zu setzen. Vorzüglich die Gemeinen mußten die Diener mit Speise und Trank reichlich versorgen. Bei diesen Gastmählern verweilte der Kaiser am längsten, er war dabei wahrhaft liebenswürdig und that sich keinen Zwang an; er suchte seine Gäste in die beste Laune zu versetzen, doch wollte bei sehr vielen es ihm kaum gelingen. Es war wirklich drollig, diese braven Krieger zwei Schritte vom Tische stehen zu sehen, wie sie weder Serviette noch Brot zu berühren wagten, roth bis über die Ohren und den Hals zum General hingestreckt dastanden, als ob sie einen Befehl erwarteten. Der erste Konsul ließ sich von ihnen die Thaten erzählen, für die sie vom Staate die Auszeichnung erhalten hatten und lachte mitunter laut über ihre seltsamen Berichte. Er forderte sie zum Essen auf, trank auf ihre Gesundheit, doch scheiterte seine Aufmunterung an mancher Schüchternheit, die Lakaien nahmen ihnen die Teller weg, ohne daß sie etwas berrührt hatten. Dieser Zwang that aber ihrer Freude und Begeisterung keinen Eintrag, mit der sie vom Tische aufstanden. „Auf Wiedersehen, meine Tapfern, tauft mir bald diese Neugebornen," sagte der erste Konsul und wies auf ihre Ehrensäbel; sie haben es wahrlich redlich gethan.

Dieses Wohlwollen des ersten Konsuls gegen die gemeinen Soldaten führt mir einen Vorfall in Malmaison ins Gedächtniß zurück, der genügende Antwort auf alle ihm gemachten Vorwürfe über seinen Hochmuth und seine Härte giebt.

Der erste Konsul ging eines Morgens sehr früh in seinem grauen Rocke mit General Duroc nach der Wasserkunstmaschine von Marly zu spazieren. Während sie mit einander sprachen, sahen sie einen Landmann, der neben ihnen eine Furche zog. „Sag einmal, mein Lieber," redete ihn der erste Konsul an und blieb stehen, „Deine Furche wird nicht recht gerade, Du scheinst Deine Arbeit nicht recht zu verstehen." — „Na, Ihr Herren werdet es mich nicht lehren. Ihr werdet es wohl auch nicht besser machen." — „Das käme darauf an." — „Je nun, wenn Ihr meint, so versucht's einmal," sprach der Bauer und räumte dem ersten Konsul seinen Platz ein. Dieser ergreift die Sterze des Pflugs, treibt die Pferde an, kann aber keinen Schritt weit gerade Linie halten, so ungeschickt benahm er sich dabei. „Geht, geht,"

sagte der Landmann, und legte seine Hand auf die des Konsuls, um den Pflug wieder zu ergreifen, „Euere Arbeit taugt nichts; treibe jeder sein Geschäft; geht Ihr spazieren, denn das ist Eure Arbeit.“ Aber der erste Konsul bezahlte, noch ehe er ging, die vom Landmanne ihm gegebene Lehre; der General Duroc gab ihm zwei oder drei Louisd'or zur Entschädigung für die verursachte Versäumniß. Der Bauer, erstaunt über diese Großmuth, läßt den Pflug stehen, um diesen Vorfall zu erzählen und findet auf dem Wege eine Frau, der er erzählt, daß er mit zwei vornehmen Herren, nach dem, was er in der Hand hielte, zu schließen, zu thun gehabt habe. Die kluge Bäuerin ließ sich von ihm die Kleidung der Spaziergänger beschreiben, und errieth daraus, daß es der erste Konsul nebst einem seiner Begleiter gewesen sei. Der ehrliche Mann blieb eine Weile vor Staunen verblüfft, am andern Morgen aber faßte er einen kecken Entschluß, zog seine besten Kleider an, stellte sich in Malmaison ein, und bat, ihn zum ersten Konsul zu führen, um für das schöne Geschenk von gestern zu danken *).

Ich meldete den Landmann bei dem ersten Konsul an und erhielt den Befehl, den Bauer einzuführen. Dieser hatte, während ich ihn meldete, seinen Muth in beide Hände genommen (wie er sich ausdrückte), um sich auf diese wichtige Zusammenkunft vorzubereiten. Ich fand ihn mitten im Vorzimmer stehen (denn die ganz einfachen Bänke schienen ihm zu prachtvoll, um sich zu setzen), wie er über die Anrede und die Art seinen Dank auszusprechen nachdachte. Ich ging voran, er folgte mir und wagte kaum den Fußteppich zu betreten, und als ich ihm die Thüre öffnete, wollte er mich zuerst in das Zimmer hineincomplimentiren. Wenn der erste Konsul nichts Geheimes zu reden oder zu diktiren

---

*) Der Verfasser der Memoiren von St. Helena erzählt eine ähnliche Anekdote. Der Kaiser hielt immer den Landmann in hohen Ehren und liebte es, sich selbst über Gegenstände, die außer ihrem Horizont lagen, zu befragen, worüber sie aber vermöge ihres gesunden Menschenverstandes und ihrer Erfahrung einen guten Rath geben konnten. Er pflegte zu sagen, daß er dem Bauer die schwierigen Fragen seines Staatsraths vorlege und dem Staatsrathe die Bemerkungen der Bauern mittheile.

hatte, pflegte er die Thüre des Kabinets offen stehen zu lassen; diesmal winkte er mir, sie nicht zuzumachen, und so konnte ich alles sehen und hören.

Der ehrliche Bauer begrüßte beim Eintritte zuerst den Rükken des Herrn von Bourrienne, der ihn nicht sehen konnte, weil er an einem kleinen Arbeitstische in der Fensterbrüstung schrieb. Der erste Konsul sah, in den Lehnstuhl zurückgelehnt, seinen Verbeugungen zu, indem er, nach alter Gewohnheit, den Arm des Lehnstuhls mit der Spitze des Federmessers bearbeitete. Endlich fing er an zu sprechen.

„Nun, lieber Mann, (der Bauer drehte sich um, erkannte ihn und grüßte von Neuem) nun, die Ernte ist dieses Jahr gut gewesen?"

„Ja, mit Respekt zu vermelden, Bürgergeneral, sie ist eben nicht schlecht zu nennen."

„Nicht wahr, um die Erde ergiebig zu machen, muß man sie bearbeiten? Die vornehmen Herren aber taugen nicht für solche Arbeiten."

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr General, aber die Städter haben eine zu zarte Hand für den Pflug; da muß einer eine derbe Faust haben."

„Das ist wahr," erwiederte lächelnd der erste Konsul. „Aber bei Euerer Größe und Stärke solltet Ihr etwas Anderes als einen Pflug führen. Eine gute Flinte, zum Beispiel, oder einen tüchtigen Säbel."

Der Bauer stellte sich stolz aufrecht: „General, zu seiner Zeit habe ich es wie die Andern gemacht. Ich war fünf oder sechs Jahre verheirathet, als die Preußen in Landrecies einrückten. Es wurde rekrutirt, man gab mir aus dem Gemeindehause ein Gewehr und eine Patrontasche und dann hieß es: Vorwärts, Marsch! Aber so waren wir nicht equipirt, wie die großen Kerle, die ich vorhin im Hofe sah."

Er meinte die Grenadiere von der Konsulargarde.

„Warum habt Ihr denn den Dienst verlassen?" fragte der erste Konsul, der viel Antheil an der Unterhaltung zu nehmen schien.

„Meiner Treu! General, alles Ding hat seine Zeit. Alle erhielten Säbelhiebe, ich bekam einen hier her (er zeigte auf den

Kopf und strich die Haare weg), und nach mehrwöchentlichem Hin- und Herziehen gab man mir den Abschied, um zu meiner Frau und zu meinem Pfluge zurückzukehren."

„Habt Ihr Kinder?"

„Drei, mein General, zwei Knaben und ein Mädchen."

„Euer Aeltester muß Soldat werden; wenn er sich gut aufführt, will ich für ihn sorgen. Leb' wohl, mein Lieber, wenn Du meiner bedarfst, so besuche mich wieder." Nun stand der erste Konsul auf, ließ sich von Hrn. v. Bourrienne einige Louisd'or geben, die er dem Bauer schenkte, und befahl mir den Bauer fortzuführen. Wir waren schon im Vorzimmer, als er ihn mit der Frage zurückrief:

„Ihr habt mit bei Fleurus gefochten?"

„Ja, General."

„Wie hieß denn Euer Oberbefehlshaber?"

„Das weiß ich wohl; es war der General Jourdan."

„Recht so; leb' wohl." Nun führte ich den alten Soldaten der Republik hinaus, der über die Aufnahme entzückt war.

Eilftes Kapitel.

Der Gesandte aus Tunis. — Reise nach Boulogne. — Der türkische Gesandte.

Im Anfange des Jahres 1803 kam ein Gesandter aus Tunis nach Paris, welcher im Namen des Dey dem ersten Konsul zehn arabische Pferde überbrachte. Der Dey befürchtete damals die Rache der Engländer und suchte sich Frankreich zum mächtigen und hülfreichen Bundesgenossen zu machen; er hätte keine passendere Zeit wählen können, denn alles deutete auf den Bruch des Friedens von Amiens hin, über den ganz Europa sich so sehr gefreut hatte. England hielt keine seiner Versprechungen und vollzog keinen Punkt des Friedenstraktats; der erste Konsul, der über diese

Treulosigkeit erbittert war und sich nicht wollte zum Besten haben lassen, rüstete öffentlich und befahl die Regimenter vollzählig zu machen und 120,000 Rekruten auszuheben. Im Juni erfolgte die förmliche Kriegserklärung, obschon bereits früher Feindseligkeiten vorgefallen waren.

Zu Ende dieses Monats reiste der erste Konsul nach Boulogne und besuchte zugleich die Pikardie, Flandern und Belgien, um die Expedition gegen die Engländer vorzubereiten und die Nordküsten in Vertheidigungszustand zu setzen. Im Monat August war er wieder in Paris und reiste im November abermals nach Boulogne. Diese vielfachen Reisen waren für den seit längerer Zeit kränklichen ersten Kammerdiener, Hambart, zu anstrengend.

Als der erste Konsul eben im Begriff stand, seine Reise in die nördlichen Departements anzutreten, bat Hambart, zurückbleiben zu dürfen und schützte, die wahre Ursache, seine Kränklichkeit vor. „Du bist aber auch ewig kränklich und mürrisch," sagte der erste Konsul, „wer soll mich denn rasiren, wenn Du hier bleibst?" „General," erwiederte Hambart, „das kann Constant so gut als ich." Ich war gerade zugegen und mit dem Anzuge des ersten Konsuls beschäftigt. Dieser sah mich an und sagte. „Je nun, Du trolliger Kerl, wenn Du so geschickt bist, so sollst Du gleich Dein Probestück machen; ich werde ja sehen, wie es ausfällt." Ich hatte Heberts Unfall erfahren, den ich bereits erzählt habe und hatte, damit es mir nicht wie diesem ginge, seit längerer Zeit mich im Rasiren geübt. Ich hatte Lehrstunden bei einem Friseur genommen, war bei ihm in meinen müßigen Stunden in die Lehre gegangen und hatte alle seine Kunden ohne Unterschied rasirt. Das Kinn dieser guten Leute mußte zwar viel leiden, bevor meine Hand die Leichtigkeit erwarb, um mein Rasirmesser an ein konsularisches Kinn zu legen. Aber durch die bei gemeinen Bärten erworbene Erfahrung hatte ich eine so große Fertigkeit erlangt, daß ich volles Vertrauen gewann. Ich machte demnach, dem Befehl des ersten Konsuls gemäß, Seifenwasser zurecht, ergriff ein Rasirmesser und begann. Eben wie ich das Messer ansetzen will, springt der Konsul schnell vom Stuhle auf, dreht sich um und heftet beide Augen unbeschreiblich streng und fragend auf mich. Da er sah, daß ich nicht in Verwirrung gerieth, setzte er sich

wieder und sagte besänftigend: „Fahr fort.“ Ich that es so gewandt, daß er zufrieden war. Ich war fertig. „Von morgen an rasirst Du mich!“ sagte er zu mir. Und wirklich, seitdem wollte er sich nur allein von mir rasiren lassen. Nun hatte ich auch mehr zu thun, jeden Morgen mußte ich zu ihm, ihn zu rasiren, und ich kann versichern, daß es keine Kleinigkeit war. Während des Rasirens sprach er viel, las die Zeitungen, bewegte sich auf dem Stuhle hin und her, wandte sich plötzlich um, und da mußte ich natürlich alle mögliche Behutsamkeit anwenden, um ihn nicht zu schneiden. Glücklicherweise ist mir das nie begegnet. Sprach er zufälligerweise nicht, so saß er unbeweglich und steif wie eine Bildsäule da, ließ sich weder den Kopf in die Höhe richten, noch herunterbiegen, noch drehen, wodurch das Geschäft erleichtert worden wäre. Zudem hatte er die sonderbare Grille, sich nur die eine Seite des Gesichts einseifen und rasiren zu lassen, so daß allemal, bevor ich die andere Hälfte des Bartes abnehmen konnte, ich mit der andern ganz fertig seyn mußte; er fand das höchst behaglich.

Später, als ich sein erster Kammerdiener geworden war, er mir das größte Wohlwollen schenkte, und, soweit seine Würde es gestattete, ich ganz frei mit ihm reden durfte, erlaubte ich mir, ihn zum Selbstrasiren aufzufordern; denn da, wie ich bereits erwähnt, kein anderer als ich ihn rasiren durfte, so mußte er warten, bis man mich gerufen, denn die Zeit seines Aufstehens war, besonders wenn er sich bei der Armee befand, sehr unbestimmt. Lange weigerte er sich auf meinen Vorschlag einzugehen und so oft ich darauf zurückkam sagte er lachend: „Aha, Du Faulenzer, Dir wäre es wohl recht, wenn ich Deine Arbeit zur Hälfte selbst machte?“ Endlich glückte es mir, ihn von der Uneigennützigkeit und dem Vortheile meines Vorschlags zu überzeugen. Es lag mir in der That sehr viel daran, ihn dazu zu bewegen; denn dachte ich bisweilen daran, daß Krankheit oder irgend eine andere Ursache mich, was leicht geschehen konnte, verhindern könnte ihn zu rasiren, so schauderte mir vor dem Gedanken, daß sein Leben dem ersten besten in die Hände gegeben sein könnte. Er selbst dachte gewiß nicht daran, denn, man mag von seinem Mißtrauen sagen was man will, so hatte er doch nicht den entferntesten Gedanken an die Schlingen, welche Verrätherei ihm legen konnte. Ja in der Hinsicht stieg das

Gefühl seiner Sicherheit bis zur Tollkühnheit. Um dies zu ersezzen, wendeten alle die ihn liebten, und dazu gehörte seine ganze Umgebung, die größtmöglichste Wachsamkeit an. Eben diese Angst für sein kostbares Leben bewog mich, auf meinem gemachten Vorschlag, sich selbst zu rasiren, so fest zu bestehen.

Die ersten Male, als er meinen Unterricht zu benutzen suchte, war es mehr beängstigend als lächerlich, zu sehen, wie der Kaiser (denn das war er damals) wider alle Lehren, die ich ihm zu wiederholten Malen mit praktischer Anwendung ertheilte, sein Rasirmesser nicht zu halten wußte, es mit der ganzen Faust am Hefte anfaßte und es senkrecht an der Backe ansetzte, statt es platt zu halten. Er strich hastig über die Backe, schnitt sich sogleich, legte augenblicklich das Messer weg und sagte: „Siehst Du, Kerl, Du bist Schuld daran, daß ich mich geschnitten habe!" Nun nahm ich das Messer und rasirte ihn vollends. Am andern Morgen ging es eben so, aber es wurde weniger Blut vergossen. Jeden Tag wurde der Kaiser geschickter und durch viele Uebung erlangte er endlich eine solche Gewandtheit, daß er mich entbehren konnte. Mitunter schnitt er sich wohl einmal und dann machte er mir wieder Vorwürfe, jedoch immer in Güte und scherzend. Uebrigens mußte er sich wohl bei seiner Weise oft schneiden, denn er rasirte sich von oben nach unten, nicht, wie alle andern Menschen, von unten nach oben, und diese falsche Methode, in Verbindung mit seiner beständigen Unruhe und Beweglichkeit, setzte mich jedesmal in Schrecken, wenn ich ihn das Messer ergreifen sah.

Madame Bonaparte begleitete den ersten Konsul auf seiner ersten Reise, welche, gleich der nach Lyon, eine Reihe von Festlichkeiten und Triumphzügen war.

Die Einwohner von Boulogne hatten zu Ehren der Ankunft des ersten Konsuls vor dem Thore Montreuil bis zum Wege, der zu seiner Baracke auf der rechten Seite des Lagers führte, Triumphbogen errichtet. Alle waren mit Laubwerk ausgeschmückt, und mit den Namen der Schlachten und Treffen, in denen er Sieger gewesen war, geziert. Diese Laub- und Blumenkuppeln und Arkaden gewährten einen herrlichen Anblick. Ein ganz hoher Triumphbogen erhob sich mitten in der Straße de l'Ecu (große Straße), um ihn waren die vornehmsten Bürger versammelt. Mehr

als hundert junge mit Blumen bekränzte Mädchen, Kinder, schmucke Greise und eine große Anzahl von Kriegern, die der Dienst nicht im Lager zurückhielt, erwarteten ungeduldig seine Ankunft. Bei seiner Annäherung verkündete der Donner der Kanonen den Engländern, deren Flotte die Gewässer von Boulogne nicht verließ, Napoleon sei an dem Ufer angekommen, wo sich die furchtbare Armee versammelte, welche England angreifen sollte.

Der erste Konsul stieg von seinem kleinen Grauschimmel, welcher munter wie ein Eichhörnchen war, ab, und richtete, umgeben von seinem glänzenden Generalstabe, folgende väterliche Worte an die Behörden der Stadt: „Ich komme, um Frankreichs Glück zu sichern. Die Gesinnungen, welche Sie an den Tag legen, alle die Beweise der Erkenntlichkeit rühren mich tief: ich werde nie meinen Einzug in Boulogne vergessen, das der Versammlungspunkt meiner Heere werden soll. Bürger, bebt nicht vor dieser Vereinigung; es sind die Vertheidiger des Vaterlandes, bald die Besieger des stolzen Englands." Er setzte dann seinen Zug fort, begleitet von der ganzen Bevölkerung, welche ihn erst an der Thüre seiner Lagerhütte verließ, wo ihn mehr als dreißig Generale empfingen. Der Donner der Kanonen, das Glockenläuten, der Volksjubel hörten erst gegen Abend auf.

Am Morgen nach seiner Ankunft besuchte der erste Konsul Pont de Briques, ein kleines Dorf, eine halbe Stunde weit von Boulogne, dort begrüßte ihn ein Pachter mit folgender Anrede:

„General! die zwanzig Familienväter, die wir hier wohnen, bieten Ihnen zwanzig brave und tüchtige Männer an, die sich ganz Ihrem Dienste widmen wollen; nehmen Sie sie mit sich. General, sie können beim Angriffe Englands einen trefflichen Streich ausführen. Uns hält die Erfüllung anderer Pflichten zurück, wir werden das Feld bebauen, damit es den Tapfern, welche die Engländer vernichten, nie an Brot fehle."

Napoleon dankte lächelnd dem freimüthigen Landmanne, warf einen Blick auf ein kleines, an der Hauptstraße gelegenes, Landhaus und sagte zum General Berthier: „Hier soll mein Hauptquartier aufgeschlagen werden." Dann trieb er sein Pferd an und ritt fort. Ein General und mehrere Officiere blieben zur

Ausführung seines Befehls da, und in derselben Nacht schlief er bei Pont de Briques.

Man erzählte mir in Boulogne alle Einzelnheiten eines Seegefechts, welches kurz vor unserer Ankunft zwischen der französischen Flotte unter dem Admiral Bruix und dem englischen Geschwader, mit dem Nelson den Hafen von Boulogne bloquirte, Statt gefunden hatte. Ich will sie so erzählen, wie ich sie gehört habe, da mir die bequeme Weise, womit der französische Admiral die Operationen seiner Seeleute leitete, höchst bemerkenswerth schien.

Ungefähr 200 Kanonier= und Bombardierschaluppen bildeten die Vertheidigungslinie; das Ufer und die Forts waren voll Batterien. Einige Fregatten verließen die feindliche Stellung und stellten sich hinter 2 oder 3 Briggs in Schlachtordnung vor unserer Linie, unter den Kanonen der Flotille, auf. Nun begann das Treffen, die Kugeln flogen von allen Seiten. Nelson hatte die Zerstörung unserer Flotte versprochen und verstärkte seine Schlachtlinie mit zwei andern Reihen von Schiffen und Fregatten. So staffelweise (en échelon) aufgestellt, kämpften sie mit überwiegender Stärke. Länger als 7 Stunden bot das Meer, mit Feuer und Rauch bedeckt, der ganzen Bevölkerung von Boulogne den herrlichen aber schreckenvollen Anblick eines Seegefechts dar, wo auf einmal 1800 Kanonenschüsse fielen. Nelsons Geist vermochte nichts gegen unsere Matrosen und Soldaten. Der Admiral Bruix war in seiner Baracke nahe bei dem Semaphor *) der Signale, von dort aus bekämpfte er Nelson und trank mit seinem Generalstabe und mehrern Damen von Boulogne, die er zu Tische eingeladen hatte. Die Gäste besangen die Siege des ersten Konsuls, indeß der Admiral, ohne aufzustehn, die Flotte durch seine Signale manoeuvriren ließ. Nelson wollte durchaus gewinnen und die ganze Seemacht mußte anrücken, aber der Wind war ihm entgegen und so konnte er sein in London gegebenes Versprechen, unsere Flotte zu verbrennen, nicht halten. Im Gegentheil wurden mehrere seiner Schiffe stark beschädigt. Als der Admiral Bruix die Engländer sich entfernen sah, rief er: Victoria und schenkte seinen Gästen Champagner ein. Die französische

*) Es ist dies eine Art von Telegraphen. A. d. Ueb.

Flotille hatte wenig gelitten, indeß das englische Geschwader dem ununterbrochenem Feuer unserer Land-Batterien ausgesetzt war. An dem Tage sahen die Engländer ein, an der Küste von Boulogne, welche sie später die eherne Küste (Côte de Fer) nannten, sei nichts zu machen.

Als der erste Konsul Boulogne verließ, mußte er durch Abbeville und 24 Stunden dort bleiben. Der Maire dieser Stadt hatte nichts zu seinem würdigen Empfange verabsäumt. In Abbeville war es an dem Tage herrlich. Man hatte die schönsten Bäume eines benachbarten Gehölzes mit den Wurzeln ausgehoben, um in allen Straßen, durch welche der erste Konsul kommen mußte, Laubgänge zu bilden. Einige Einwohner, welche prachtvolle Gärten besaßen, hatten die seltensten Gesträuche herausgenommen, um sie auf dem Wege aufzustellen; Teppiche aus der Fabrik der Hrn. von Hecguet-Dorval lagen auf der Erde, und wurden von den Pferden zertreten. Ein unvorhergesehener Umstand vereitelte die Festlichkeit. Kurz vor der Stadt holte uns ein Kourier vom Polizeiminister ein, mit der Nachricht, man wolle zwei Stunden von dort den ersten Konsul ermorden. Ort und Zeit waren angegeben.

Um den Angriff gegen seine Person zu vereiteln, galoppirte der erste Konsul durch die Stadt und begab sich mit mehreren Lanciers in die Gegend, in der er ermordet werden sollte, machte da eine halbe Stunde Halt, aß einige aus Abbeville herbeigebrachte Leckereien und reiste weiter. Die Mörder wurden getäuscht, sie hatten ihre Maßregeln für den andern Morgen getroffen.

Der erste Konsul und Madame Bonaparte durchreisten hierauf die Pikardie, Flandern und die Niederlande. Täglich wurden, von Seiten der Kommunräthe dem ersten Konsul Kriegsschiffe angeboten. Es wurden Anreden an ihn gehalten, ihm die Schlüssel der Städte überreicht, als ob er die Königswürde besäße. Amiens, Dünkirchen, Lille, Brügge, Gent, Brüssel, Lüttich und Namur zeichneten sich durch den prachtvollen Empfang der hohen Reisenden aus. Die Einwohner von Antwerpen schenkten ihm sechs herrliche braune Pferde. Aber überall auf seiner ganzen Reise ließ auch der erste Konsul nützliche Spuren seiner Anwesenheit zurück. Auf seinen Befehl wurden sogleich die Arbeiten begonnen, um den

Hafen von Amiens zu reinigen und zu verbessern. Er besuchte in dieser Stadt, so wie in den übrigen, wenn dergleichen zufällig Statt fanden, die Ausstellung der Industerieprodukte, ermunterte die Fabrikanten durch seine Rathschläge und begünstigte sie durch seine Verordnungen. In Lüttich überwieß er dem Präfekt der Orthe eine Summe von 300,000 Franken, zur Wiederherstellung der in diesem Departement während der ersten Revolutionskriege von den Oesterreichern eingeäscherten Häuser. Antwerpen verdankt ihm den Binnenhafen, das Bassin und die Schiffswerften. In Brüssel befahl er die Verbindung vom Rhein, Maas und Schelde vermittelst eines Kanals. In Givet ließ er eine steinerne Brücke über die Maas schlagen und in Sedan erhielt die Wittwe Rousseau 6000 Franken von ihm, zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Fabrik. Ich vermag gar nicht alle Wohlthaten aufzuzählen, die der erste Konsul und seine Gemahlin auf ihrer Reise austheilten.

Kurz nach unserer Rückkehr nach St. Cloud hatte der erste Konsul auf einer Spazierfahrt mit seiner Gemahlin und Cambaceres im Park die Grille, mit dem langgespannten Viergespann (die Pferde gehörten zu den von der Stadt Antwerpen ihm geschenkten) selbst zu fahren. Er setzte sich also auf den Kutscherbock, nahm die Zügel aus Cäsars, seines Kutschers, Händen, der hinten auf den Wagen stieg. Sie befanden sich gerade in der Hufeisenallee, welche auf die Straße von Pavillon Breteuil und Ville d'Avray führt. In den Memoiren von St. Helena heißt es, ein Adjutant, der ungeschickt in das Gespann hineingeritten sei, wäre am Durchgehen der Pferde Schuld gewesen. Cäsar, der kurz nach diesem unangenehmen Vorfall ihn mir erzählte, erwähnte mit keiner Silbe des Adjutanten und es bedurfte auch wirklich nur der Ungeschicklichkeit eines so ungeübten Kutschers wie der erste Konsul war, um den Wagen umzuwerfen. Ueberdies waren es junge, muthige Pferde, die Cäsar nur mit aller Mühe und Gewandheit lenken konnte. Sobald sie seine Führung nicht mehr fühlten, fielen sie in Gallopp; und Cäsar, der ihre schiefe Richtung nach Rechts wahrnahm, schrie mit einer Stentorstimme: „Links, Links!" Der Konsul Cambaceres, noch blässer, wie er ohnedies aussah, dachte nicht daran Madame Bonaparte zu

beruhigen; er schrie aus Leibeskräften: — „Halt, Halt! Wir brechen den Hals!" — Das hätte recht leicht geschehen können, denn der erste Konsul hörte nichts und hatte auch die Pferde nicht mehr in seiner Gewalt. Als er bei dem Gitter anlangte, oder vielmehr mit einer ungeheuern Schnelligkeit dahingerissen wurde, konnte er die Einfahrt nicht treffen, fuhr an einen Prellstein an und warf um. Glücklicherweise blieben die Pferde stehen. Der erste Konsul wurde 10 Schritte weit fortgeschleudert, und fiel mit dem Bauch auf die Erde, lag betäubt da und kam erst wieder zu sich, als man ihn aufheben wollte. Madame Bonaparte und der zweite Konsul waren mit einigen leichten Quetschungen weggekommen; aber die gutherzige Josephine hatte für ihren Mann eine fürchterliche Angst ausgestanden. Dieser, obgleich er tüchtig zerquetscht war, wollte von keinem Aderlaß etwas wissen und rieb sich nur mit Eau de Cologne, seinem Lieblingsmittel, ein. Abends beim Schlafengehen sprach er mit fröhlicher Laune über seinen Unfall und über die ungeheure Angst seines Kollegen und sagte zuletzt: „Man gebe dem Cäsar, was des Cäsars ist; er regiere mit seiner Peitsche und jeder bleibe bei seinem Leisten." Doch gestand er, trotz seines Scherzes, daß er sich niemals dem Tode so nahe geglaubt, ja für einige Secunden sich schon für todt gehalten habe. Ich erinnere mich nicht genau, ob es bei dieser oder einer andern Gelegenheit war, wo der Kaiser sagte: der Tod ist nur ein Schlaf ohne Traum.

Im Oktober dieses Jahres ertheilte der erste Konsul dem Gesandten der ottomannischen Pforte, Haled Effendi, eine öffentliche Audienz.

Die Ankunft des türkischen Gesandten erregte großes Aufsehn in den Tuilerien, weil er dem ersten Konsul viel Cachemirshawls mitbrachte, auf deren Austheilung man hoffte und wobei jede Dame bedacht zu werden sich schmeichelte. Ohne seine fremde Kleidung und besonders ohne seine Cachemirs hätte er schwerlich großen Eindruck bei Leuten gemacht, welche souveräne Fürsten dem Oberhaupte des Staats aufwarten zu sehen gewohnt waren. Er war wie Roustan gekleidet und seine Begrüßungen waren nicht tiefer, als die der Hofleute vor dem ersten Konsul. In Paris dagegen dauerte der Enthusiasmus länger. Ein Türke ist ein so

drolliger Mensch. Mehrere Damen hatten die Ehre, den bärtigen Gesandten speisen zu sehn, er war artig gegen sie und machte ihnen mehrere Geschenke, die sehr gepriesen wurden. Auch war er nicht allzu rechtgläubig und entsetzte sich nicht, die hübschen Pariserinnen unverschleiert zu sehen. Einen Tag verlebte er fast ganz in St. Cloud, wo ich ihn sein Gebet verrichten sah; es war im Ehrenhofe, auf einer breiten, mit einem steinernen Geländer umzogenen Brustlehne. Der Gesandte ließ nach den Zimmern hin, welche später der König von Rom bewohnte, Teppiche ausbreiten und kniete darauf im Beisein von mehreren Hausleuten, die sich aus Bescheidenheit hinter die Fenster zurückzogen. Am Abende war er im Schauspiel. Man führte Zaire oder Mahomet auf: er verstand nichts davon.

Zwölftes Kapitel.

Zweite Reise nach Boulogne und Aufenthalt daselbst.

Im November 1803 kehrte der erste Konsul nach Boulogne zurück, um die Flotte zu besichtigen und über die dort schon im Lager versammelten Truppen, mit denen er in England landen wollte, Musterung zu halten. Ueber den mehrmaligen Aufenthalt in Boulogne habe ich mir einiges aufgezeichnet, mehr aber noch im Gedächtniß behalten. Niemals und nirgends hatte der Kaiser eine größere Kriegsmacht entwickelt, nie sah man bessere Truppen, die jeden Augenblick zum Aufbruch bereit waren, auf einem Punkte vereinigt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ich mich mancher Einzelnheiten entsinne, die noch keiner erwähnt hat, und, wenn ich mich nicht irre, auch keiner so gut kennen lernen konnte, als ich. Doch der Leser mag selbst urtheilen.

Bei den mehrmaligen Musterungen, welche der erste Konsul hielt, schien er die Begeisterung und die Anhänglichkeit der Soldaten an seine Person dadurch aufreizen zu wollen, daß er bei jeder Gelegenheit ihrer Eigenliebe zu schmeicheln suchte.

Als er einmal die ausgezeichnete Haltung des 36. und 37sten Linien= und des 10ten leichten Infanterieregiments besonders bemerkt hatte, ließ er alle Führer, von den Korporalen bis zu den Obersten, aus der Linie heraustreten, stellte sich in ihre Mitte, und bezeigte ihnen seine Zufriedenheit, indem er an die Gelegenheiten erinnerte, bei denen er diese drei tapfern Regimenter unter dem Kanonenfeuer sich ebenso hätte auszeichnen sehen. Er dankte den Unterofficieren für die gute Einübung der Soldaten, den Hauptleuten und Bataillonschefs für die ausgezeichnete und genaue Ausführung der Manoeuvres; kurz, jeder wurde gerühmt.

Diese schmeichelhafte Auszeichnung aber erregte durchaus nicht den Neid der anderen Abtheilungen des Heeres; jedes Regiment hatte an dem Tage mehr oder minder Lobsprüche erhalten und nach beendigter Musterung kehrten die Soldaten ruhig in das Lager zurück. Die Soldaten vom 36., 37. und 10. Regimente gingen des Nachmittags, stolz auf ihre besondere Auszeichnung, in ein Wirthshaus, das hauptsächlich von den Grenadieren der Garde zu Pferde besucht wurde. Man trank im Anfange friedlich mit einander, sprach von den Feldzügen, von der Einnahme mehrerer Städte, vom ersten Konsul und endlich auch von der Musterung am Morgen: nun begannen junge Leute aus Boulogne, welche sich unter die Soldaten gemischt hatten, ganz neue Lieder zu singen, in denen die tapfern Heldenthaten der 3 Regimenter in den Himmel erhoben wurden, ohne im geringsten die übrige Armee oder nur die Garde zu erwähnen, und diese Lieder wurden in dem Wirthshause der Garde=Grenadiere gesungen! Diese beobachteten Anfangs eine finstre Stille, aber bald eiferten sie, aufs Aeußerste gebracht, laut dagegen, und erklärten diese Gesänge für Schmählieder. Der Streit wurde heftiger, man schrie laut, sagte sich Beleidigungen, und endlich ging Alles, jedoch ohne großen Lärmen aus einander, mit der Zusage, sich Morgen früh um 4 Uhr bei einem kleinen, 2 Stunden von Boulogne entfernten Dorfe, Marquise, zu treffen. Es war spät am Abend, als die Soldaten das Wirthshaus verließen.

Mehr als 200 Grenadiere von der Garde begaben sich einzeln auf den bezeichneten Platz, und fanden daselbst eine fast gleiche Anzahl Gegner aus den 3 Regimentern. Ohne Erklärung zogen sie still die Säbel, und schlugen sich über eine Stunde mit

bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit. Ein Grenadier, Namens Martin, ein Mann von riesenhafter Gestalt, tödtete 7 oder 8 Soldaten vom 10. Regiment. Wahrscheinlich hätten sie sich alle niedergemetzelt, wenn nicht der General St. Hilaire, welcher den blutigen Streit zu spät erfuhr, die Kämpfenden durch ein Kavallerieregiment aus einander gebracht hätte. Die Grenadiere hatten 10, die Liniensoldaten 13 Mann verloren; verwundet waren sehr viele von beiden Seiten.

Der erste Konsul begab sich am andern Morgen in's Lager, ließ die Anstifter zu dieser Schreckensscene vorführen und sprach mit strengem Tone zu ihnen: „Ich weiß, warum Ihr Euch geschlagen habt; mehrere Tapfere sind in einem ihrer und Eurer unwürdigem Kampfe gefallen. Euch zur Strafe habe ich befohlen, die Lieder, welche so viel Unglück verschuldeten, zu drucken. Die Einwohner von Boulogne, indem sie Eure Bestrafung erfahren, sollen zugleich wissen, daß Ihr Euren Waffenbrüdern Unrecht gethan habt."

Allmählig fühlten die Soldaten, besonders aber die Officiere, Langeweile bei dem Aufenthalte in Boulogne, da die Stadt, vielleicht unter allen Städten am wenigsten darbietet, um ein geschäftloses Leben erträglich zu machen. Man murrte nicht, denn in Anwesenheit des ersten Konsuls geschah dies nie, aber heimlich fluchte man, im Lager oder Hafen ausruhen zu müssen, indeß England kaum 10 Stunden entfernt läge. Vergnügungen gab es wenige: die zwar hübschen, aber äußerst schüchternen Boulognerinnen wagten nicht Gesellschaften zu geben, aus Furcht, ihren Ehemännern, die, wie alle Männer in der Picardie, eifersüchtig waren, zu mißfallen. Es gab zwar einen schönen Saal, der sich zu Bällen und Abendgesellschaften eignete, aber jene unterstanden sich nicht Gebrauch davon zu machen, so gern sie es auch wollten. Endlich kam eine Anzahl schöner Pariserinnen, gerührt von der traurigen Lage so vieler liebenswürdiger und tapferer Officiere, nach Boulogne, die Langeweile einer so langen Mußezeit zu verscheuchen. Das Beispiel der Pariserinnen reizte die Frauen von Abbeville, Dünkirchen und Amiens, und bald füllte sich Boulogne mit fremden Herren und Damen, welche ein geselliges Leben in der Stadt einführten.

Unter allen diesen Damen, die sich durch feine Unterhaltung,

Reichthum des Geistes, und Schönheit auszeichneten, war eine Dünkircherin Madame F..., ausgezeichnet musikalisch, heiter, reizend und jung; und so konnte es nicht anders kommen, sie verdrehte Manchen den Kopf. Der Oberst Joseph, Bruder des ersten Konsuls, der General Soult, welcher später Marschall wurde, die Generäle St. Hilaire und Andreossy, so wie mehrere andere vornehme Herren, schmachteten zu ihren Füßen. Nur zwei errangen, wie das Gerücht sagte, ihre Gegenliebe, und der Oberst Joseph, einer von diesen Beiden, galt bald in der Stadt für den begünstigten Liebhaber der Madame F... Die schöne Dünkircherin gab oft Abendgesellschaften, bei denen Joseph niemals fehlte. Nur einer seiner Nebenbuhler, derer es viele gab, der Obergeneral Soult, weckte sein Mißtrauen. Aber dies mißfiel der Madame F... durchaus nicht: als geschickte Kriegerin regte sie die Eifersucht beider Liebhaber, indem sie wechselsweise von beiden Artigkeiten, Rosensträußer, und wohl mitunter noch mehr annahm.

Der erste Konsul hatte die Liebschaft seines Bruders erfahren und bekam eines Abends den Einfall, sich im Gesellschaftszimmer der Madame F... zu zerstreuen, welches nichts als eine Stube im ersten Stock eines Tischlerhauses in der Straße Minimes war. Um nicht erkannt zu werden, warf er sich in Civilkleider und setzte eine Perrücke und Brille auf. Er machte den General Bertrand, der schon damals in großer Gunst bei ihm stand, zu seinen Vertrauten, der auch alles mögliche that, sich unkenntlich zu machen.

In dieser Verkleidung traten der erste Konsul und sein Begleiter bei Madame F... ein und fragten nach dem Oberkriegscommissär Arcambal. Diesem wurde das strengste Stillschweigen anbefohlen, weil der erste Konsul um alles in der Welt nicht erkannt sein mochte. Arcambal versprach zu schweigen und stellte beide als Kriegscommissäre vor.

Man spielte Bouillotte *), Gold bedeckte die Tische, Spiel und Punsch beschäftigten die munteren Gäste zu sehr, als daß sie auf die Eintretenden geachtet hätten. Die Wirthin des Hauses hatte

*) Eine Art Kartenspiel mit 3 Karten (Dreikart). A. d. Ueb.

den ersten Konsul oder General Bertrand niemals in der Nähe gesehn, daher war von ihr nichts zu befürchten. Joseph erkannte wohl seinen Bruder, aber er ließ es sich nicht merken.

Der erste Konsul wich, so gut er konnte, allen Blicken aus und beobachtete seinen Bruder und Madame F... Von ihrem Einverständnisse überzeugt, wollte er schon den Saal verlassen, als die schöne Dünkircherin, die nicht gern die Zahl ihrer Besucher sich schon verringern sehen wollte, zu den vorgeblichen Kriegscommissären eilte, sie mit Anmuth zu bleiben bat, und ihnen sagte, man würde bald an die Gesellschaftsspiele gehn und sie dürften, ohne Pfänder gegeben zu haben, nicht fort. Der erste Konsul befragte durch Blicke den General Bertrand und fand es höchst lustig zu bleiben und an den unschuldigen Spielen Theil zu nehmen.

Wirklich hörten, auf die Bitte der Madame F... die Spieler nach einigen Minuten auf, Bouillote zu spielen und reihten sich im Kreise um sie. Erst tanzte man die boulangère, dann begannen die unschuldigen Spiele. Die Reihe kam an den ersten Konsul, ein Pfand zu geben. Er wurde sehr verlegen, da er nichts bei sich hatte, als ein Stück Papier, auf welches die Namen einiger Obersten von ihm geschrieben waren; doch vertraute er der Mad. F... das Papier, mit der Bitte es nicht zu öffnen, an. Der Wille des ersten Konsuls wurde geehrt, und das Papier lag uneröffnet auf dem Schooße der schönen Dame, bis das Pfand ausgelöst wurde. Das geschah, und man legte dem großen Feldherrn die Buße auf, Thürsteher zu sein, indeß Madame F... mit dem Oberst Joseph in einer benachbarten Stube die Reise nach Cythere machte. Der erste Konsul spielte die aufgetragene Rolle mit vielem Anstande, aber nachdem er sein Pfand zurückerhalten hatte, winkte er dem General Bertrand, ihm zu folgen. Sie gingen fort und der Tischler, welcher im Erdgeschosse des Hauses wohnte, brachte bald darauf der Madame F... folgendes Billet:

„Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre liebenswürdige Aufnahme. Wenn Sie einmal in meine Baracke kommen, so werde ich, falls es Ihnen gefällt, wieder Thürsteher, aber dann werde

ich keinem Andern die angenehme Pflicht, Sie auf der Reise nach Cythere zu begleiten, überlassen.

Bonaparte."

Die schöne Dünkircherin las das Billet für sich, aber die Pfandgeber mußten erfahren, daß der erste Konsul sie besucht hatte. Nach einer Stunde ging die Gesellschaft aus einander und Madame F... blieb allein, um über den Besuch und das Billet des großen Mannes nachzudenken.

Während eben dieses Aufenthalts fand auf der Rhede von Boulogne ein furchtbares Treffen statt, um die Einfahrt einer Flotte von 20 bis 30 Schiffen zu beschützen, welche von Ostende, Dünkirchen und Nieuport, mit Kriegsbedürfnissen für die Nationalflotte belastet, einlaufen wollte.

Eine herrliche Fregatte, mit 36 Pfündern, ein Kutter und eine Brigg von erster Größe hatten das englische Geschwader verlassen, um dem holländischen den Weg abzuschneiden, aber man empfing sie auf eine Weise, die ihnen die Lust wieder zu kommen benahm.

Fünf Schanzen vertheidigten den Hafen von Boulogne, die Schanze de la Creche, von Bois und Musoir, so wie die Thürme Croi und d'Ordre, alle reichlich mit Kanonen und Haubitzen besetzt. Den Eingang zum Hafen sperrte eine Linie von 250 Kanonierschaluppen und anderen Schiffen, wozu die Division der kaiserlichen Kanonierböte gehörten.

Jede Schaluppe hatte 3 Vierundzwanzigpfünder, 2 Bugstücke im Vordertheil des Schiffes und einen Ruckhaken im Hintertheil. 500 Feuerschlünde spielten daher gegen den Feind, die Batterien der Schanzen ungerechnet. Jedes Stück Geschütz wurde dreimal in einer Minute losgefeuert.

Das Treffen begann um ein Uhr Nachmittags, bei wunderschönem Wetter. Beim ersten Kanonenschusse ritt der erste Konsul mit seinem Stabe vom Hauptquartier bei Pont de Briques im Galopp herzu, um dem Admiral Bruix Befehle zu ertheilen. Bald darauf bestieg er, von dem Admiral und einigen Officieren begleitet, ein Boot, welches Gardematrosen führten, um die Vertheidigung zu beobachten und anzuordnen.

So fuhr der erste Konsul mitten unter die Schiffe, welche die Querlinie am Eingang des Hafens bildeten, durch tausendfache Gefahren und einen Hagel von Granaden, Bomben und Kugeln. Da er, nachdem er die Linie durchschnitten, in Wimereux anlanden wollte, ließ er das Boot nach den Thurm Croi zulenken, mit dem Befehle, diesen zu umsegeln. Der Admiral Bruix, über dieses unnütze Wagstück erschreckt, stellte ihm die Unvorsichtigkeit dieses Planes vor. „Was gewinnen wir dabei, wenn wir dieses Fort umschiffen? Nichts als Kugeln. — General, wir gelangen eben so schnell dahin, wenn wir hinter dem Fort wegfahren.“ Der erste Konsul war anderer Meinung und wollte durchaus den Thurm umsegeln, aber der Admiral wagte es auf die Gefahr in Ungnade zu fallen, den Matrosen andere Befehle zu geben. Der erste Konsul sah sich also genöthigt, hinter dem Fort weg zu fahren, weshalb er dem Admiral bittere Vorwürfe machte, die aber bald ein Ende nahmen, denn kaum war das Boot vorübergesegelt, als ein Transportschiff, welches die Umfahrt um den Thurm Croi gewagt hatte, von 3 oder 4 Granaten zerschmettert und in den Grund gebohrt wurde.

Der erste Konsul schwieg und sah ein, daß der Admiral Recht gehabt habe: so machte er den übrigen Theil der Fahrt ohne Hindernisse bis zum kleinen Hafen Wimereux. Hier bestieg er das Felsenufer, um die Kanoniere aufzumuntern. Er sprach mit allen, klopfte ihnen auf die Schulter und forderte sie auf, gut zu zielen. „Muth, Freunde! bedenkt, daß ihr mit Leuten kämpft, die lange aushalten: schickt sie mit Ehren fort.“ Dann fragte er beim Anblicke des Widerstandes und der geschickten Manoeuvre der Fregatte: „Glaubt ihr, Kinder, daß der Kapitän ein Engländer ist? Ich glaube es nicht.“

Die Artilleristen, durch solche Reden aufgemuntert, verdoppelten ihren Eifer und Schnelligkeit. „Geben Sie auf die Fregatte Acht, General,“ rief einer: „gleich fällt der Bogspriet.“ Und wirklich spaltete die Kugel denselben entzwei. „Gebt diesem Tapfern 20 Franken,“ sagte der erste Konsul zu den ihn begleitenden Officieren.

Neben den Batterien von Wimereux war eine Schmiede, um die Kugeln glühend zu machen. Der erste Konsul sah der Arbeit zu und ertheilte guten Rath. „Die ist nicht glühend genug,

Kinder; Ihr müßt sie ihnen noch glühender zuschicken; schnell! schnell!" Einer hatte ihn als Artillerielieutenant gekannt und sagte zu seinen Kameraden: „Er versteht doch diese kleinen Sächelchen eben so gut, wie die großen!"

An dem Tage stritten sich zwei Soldaten, die ohne Waffen vom Felsufer dem Manoeuvre zusahn, auf eine höchst drollige Weise. „Du, siehst du den kleinen Korporal, da unten?" fragte der eine den andern, (beide waren aus der Picardie). — „Nein, ich sehe ihn nicht." — „Siehst du ihn nicht in seinem Boote?" — „Ach, ja: aber er denkt gewiß nicht daran: wenn ihm ein Leids geschähe, würde die ganze Armee weinen. Warum setzt er sich der Gefahr aus?" — „Ei, dahin gehört er." — „Nein." — „Aber ja." — „Nein aber. Was würdest du denn morgen machen, wenn der kleine Korporal kaput wäre? — „Ich habe Dir aber schon gesagt, er gehört dahin." Weitere Gründe wußten beide nicht und so fingen sie sich an zu prügeln und wurden mit vieler Mühe aus einander gebracht.

Um ein Uhr Nachmittags hatte das Treffen begonnen: um 10 Uhr Abends fuhr die holländische Flotte unter dem schrecklichsten Feuer in den Hafen ein. Bei der Dunkelheit bildeten die nach allen Richtungen hin sich durchkreuzenden Bomben über dem Hafen und der Stadt ein wahres feuriges Gewölbe. Der beständige Donner des Geschützes hallte von allen Ufern mit furchtbarem Getöse wieder, und dennoch war kein Mensch in der Stadt ängstlich. Die Einwohner von Boulogne waren an Gefahren gewöhnt, erwarteten täglich schreckliche Ereignisse, sahen immer Zurüstungen zum Angriffe oder zur Vertheidigung vor Augen und so waren sie zu Soldaten geworden, weil sie stets welche sahen. Man aß an dem Tage unter dem Donner der Kanonen, aber man aß doch: die Tischzeit wurde nicht früher oder später angesetzt: die Männer gingen an ihre Geschäfte, die Frauen besorgten die Haushaltung, die Mädchen spielten Klavier. Alle sahen gleichgültig die Kugeln über ihre Köpfe fliegen und die neugierigen Zuschauer auf den Felsufern schienen nicht aufgeregter, als man es gewöhnlich bei einem Militärstücke in Franconis Kunstreitergesellschaft ist.

Noch immer frage ich mich, wie es möglich gewesen, daß

3 Schiffe länger als 9 Stunden einen solchen Angriff aushalten konnten. Als die Flotte in den Hafen fuhr, war der englische Kutter in den Grund gebohrt, die Brigg von den glühenden Kugeln verbrannt, nur die Fregatte war mit zerschmetterten Masten und zerrissenen Segeln übrig, aber sie stand noch unbeweglich wie ein Felsen. Sie lag so nahe der Querlinie am Eingange in den Hafen, daß sich die Matrosen von beiden Seiten erkennen und zählen konnten. Hinter ihr in gehöriger Entfernung befanden sich mehr als 100 englische Schiffe. Endlich nach 10 Uhr wendete sich die Fregatte, zufolge eines vom englischen Admiral gegebenen Signals, und das Feuer hörte auf. Die Querlinie hatte während dieses langen Gefechts nicht viel gelitten, weil die Lagen der Fregatte nur die Masten und nicht die Schaluppen selbst trafen. Der Brigg und der Kutter schadeten mehr.

Dreizehntes Kapitel.

Pauline Bonaparte. — General Leclerc, ihr erster Mann. — Prinz Camillo Borghese, ihr zweiter.

Der erste Konsul kehrte von Boulogne nach Paris zurück, um der Hochzeit seiner Schwester Pauline beizuwohnen. Der Prinz Camillo Borghese, aus der edelsten Familie Roms, war dort schon eingetroffen, um Madame Pauline Bonaparte zu heirathen, die Wittwe des in St. Domingo am gelben Fieber verstorbenen Generals Leclerc.

Ich entsinne mich diesen unglücklichen General beim ersten Konsul gesehn zu haben, kurze Zeit vor seiner Abreise zu dem unheilsvollen Feldzuge, welcher ihm das Leben, und Frankreich den Verlust vieler tapferen Soldaten und ungeheure Summen kostete. General Leclerc, dessen Name jetzt fast vergessen oder in gewisser Beziehung der Verachtung Preis gegeben ist, war ein sanfter, wohlwollender Mann. Er liebte seine Frau leidenschaftlich, allein

ihr Leichtsinn, um mich nicht eines stärkern Ausdrucks zu bedienen, betrübte ihn und versenkte ihn in tiefe, unheilbare Schwermuth, so daß sein Anblick Mitleid erregte. Wenn schon die Prinzessin Pauline (welche damals noch lange nicht Prinzessin war), ihren Mann aus freier Wahl geheirathet hatte; so quälte sie ihn doch dessen ungeachtet durch ewige Grillen und wiederholte ihm alle Augenblicke, daß er sich glücklich schätzen müsse, die Schwester des ersten Konsuls zur Frau zu haben. General Leclerc hätte gewiß bei seiner Liebe zur Einfachheit und seiner friedlichen Stimmung weniger Glanz und mehr Ruhe vorgezogen.

Der erste Konsul hatte verlangt, daß seine Schwester ihren Mann nach St. Domingo begleite. Sie mußte gehorchen und Paris verlassen, wo sie das Scepter der Mode führte und alle Damen an Eleganz und Koketterie, aber auch an unvergleichlicher Schönheit übertraf, um einem gefährlichen Klima und den wilden Genossen von Christoph und Dessalines zu trotzen. Zu Ende des Jahrs 1801 segelte das Admiralschiff der Ocean von Brest ab, auf dem sich der General Leclerc mit Frau und Sohn befand.

Das Benehmen der Madame Leclerc nach ihrer Ankunft auf dem Kap verdient das größte Lob. Bei mehr als einer Gelegenheit, besonders aber bei der, die ich sogleich erwähnen will, bewies sie einen Muth, der ihres Namens und der Stellung ihres Mannes würdig war. Ein Augenzeuge, der in Diensten der Prinzessin Pauline stand, hat mir ihn erzählt.

Bei dem großen Aufstande der Schwarzen im September 1802, griffen Christophs und Dessalines Haufen, welche aus mehr als 12000, vom Hasse gegen die Weißen und der Gewißheit ihres Untergangs im Falle einer Niederlage aufgereizten Negern bestand, die Kapstadt an, worin nur ungefähr 1000 Mann Besatzung lag. Es waren die Ueberbleibsel des zahlreichen, herrlichen und hoffnungsvollen Heeres, welches vor einem Jahr Brest verlassen hatte. Diese Handvoll Tapferer, deren Gesundheit meistentheils vom Fieber schon untergraben war, mit dem ebenfalls schon angesteckten Oberbefehlshaber an der Spitze, schlug mit unerhörten Anstrengungen und wahrhaftem Heldenmuthe die wiederholten Angriffe der Schwarzen zurück.

Während des Kampfs, in welchem die Wuth der Streiter, wenn auch nicht ihre Zahl und Kraft, von beiden Seiten gleich groß war, hielt sich Madame Leclerc mit ihrem Sohn und einem treuen Freund, der nur eine schwache Artilleriecompagnie befehligte, in dem Hause, worin ihr Mann seine Wohnung genommen hatte und welches am Abhange der Küstenhügel lag, auf. Der Obergeneral befürchtete einen Ueberfall dieses Hauses durch einen feindlichen Trupp, und befahl, da er nicht im Stande war, auf der Anhöhe des Kap, wo er im verzweifeltsten Kampfe focht, den Ausgang vorauszusehen, Frau und Sohn auf ein Schiff der französischen Flotte zu bringen. Pauline aber verstand sich hierzu durchaus nicht. Stets dem Stolze treu, den ihr Name ihr einflößte (mit dem sich diesmal Erhabenheit und Würde vereinte), sagte sie zu den aus der Stadt zu ihr geflüchteten Frauen, welche sie flehendlichst beschworen zu fliehen, und eine schreckliche Schilderung von den Mißhandlungen machten, welche die Frauen von den Negern zu erdulden hätten: „Fliehen Sie immerhin; Sie sind nicht Bonapartes Schwestern.“

Doch wurde die Gefahr jeden Augenblick dringender und nun schickte der General einen Adjutanten in das Haus, mit dem Auftrage, Pauline, im Falle einer abermaligen Weigerung, mit Gewalt an Bord zu bringen. Der Officier sah sich zu strenger Ausführung des Befehls genöthigt. Madame Leclerc wurde von vier Soldaten in einem Lehnstuhle fortgetragen. Ein Grenadier, ihr zur Seite, trug ihren Sohn auf dem Arme; und bei dieser Flucht und Schreckensscene spielte dieses, seiner Mutter schon würdige Kind mit dem Helmbusche des Führers. So wurde Pauline, begleitet von den zu ihr geflüchteten, bebenden und weinenden Frauen, deren alleiniger Schutz in diesem gefährlichen Gange ihr Muth war, bis ans Ufer gebracht. Als man sie aber in die Schaluppe setzen wollte, brachte ein zweiter Adjutant ihres Mannes die Nachricht von der Niederlage der Schwarzen. „Sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte, mich nicht einschiffen zu wollen,“ sagte sie und kehrte um, wenn sie sich schon noch nicht außer aller Gefahr befand. Ein Negertrupp, welcher zu der wie durch ein Wunder zurückgeschlagenen Armee gehörte, und in die Hafendämme sich zurückzuziehen suchte, stieß auf die schwache Begleitung der

Madame Leclerc. Erst wollten die Insurgenten angreifen, wurden aber mit Flintenschüssen, die ganz in der Nähe abgefeuert wurden, verjagt. Während dieses Scharmützels bewies Pauline eine unerschütterliche Geistesgegenwart.

Man benachrichtigte den ersten Konsul von allen diesen Umständen, die so ehrenvoll für seine Schwester waren: seine Eigenliebe fühlte sich dabei geschmeichelt und er sagte einmal zu dem Prinzen Borghese beim Lever: „Pauline ist ganz zur Gattin eines Römers geschaffen, denn sie ist Römerin vom Kopf bis zu Fuß.“

Unglücklicherweise vereinigte Prinzessin Pauline mit einem so männlichen Muthe nicht die Tugenden, welche, obschon minder glänzend und bescheidener, doch einer Frau um so nothwendiger sind, und welche man mit Recht eher von ihr fordern darf, als Kühnheit und Verachtung der Gefahren.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ich irgendwo gelesen habe, daß Madame Leclerc zur Zeit ihrer nothgedrungenen Abreise nach St. Domingo, in einen Schauspieler vom théâtre français verliebt war. Eben so wenig weiß ich, ob Dem. Duchesnois deshalb vor einem großen Publikum ausrief: „Lafon kann sich nicht trösten, am Ende stirbt er gar!“ Aber ich möchte diese Anekdote nach dem, was ich von den Schwächen dieser Prinzessin weiß, wohl glauben.

Ganz Paris wußte es, welche ausgezeichneten Gunstbezeugungen sie dem Obersten, Julius v. Canouville *) schenkte,

*) Der berühmte Zahnarzt Bousquet wurde nach Neuilly gerufen, wo Ihro kaiserliche Hoheit, Prinzessin Pauline, residirte, um ihr den Mund zu untersuchen und die Zähne zu reinigen. Er wird vorgelassen und macht sich zur Operation bereit. „Mein Herr,“ spricht ein liebenswürdiger junger Mann, der im Schlafrocke nachlässig auf einem Kanape ausgestreckt liegt, zu ihm, „ich bitte, nehmen Sie sich ja in Acht. Ich halte besonders viel auf die Zähne meiner Paulette und ich mache Sie für jeden Unfall verantwortlich.“ — „Sein Sie unbesorgt, Prinz, ich kann Eurer kaiserlichen Hoheit versichern, daß nicht die geringste Gefahr da ist.“ Während des ganzen Geschäfts wurde Hrn. Bousquet immer von neuem Sorgfalt anempfohlen; endlich nach Beendigung desselben ging er durch den Dienersaal hindurch, wo die Pallastdamen und Kammerherrn versammelt waren, um

einem jungen, tapfern und schönen Manne, der ein höchst gewandtes Benehmen, aber auch einen Leichtsinn besaß, dem er seine unendlichen Siege bei gewissen Frauen verdankte, obgleich er nicht im geringsten verschwiegen war. Das Verhältniß der Prinzessin Pauline mit diesem liebenswürdigen Officier war das dauerndste unter allen von ihr angeknüpften; nur waren beide allzu plauderhaft, so daß ihre Zärtlichkeit bald zum öffentlichen Stadtgespräch wurde. Ich werde später die Ursache der Ungnade, der Entfernung und vielleicht des Todes des Obersten v. Canouville erzählen, dessen so frühzeitigen und grausamen Verlust, denn er fiel von keiner feindlichen Kanonenkugel, die ganze Armee bedauerte *).

Uebrigens mag die Prinzessin noch so schwach gegen ihre Liebhaber gewesen sein, wovon sich fast unglaubliche Beispiele erzählen lassen, ohne die Wahrheit zu verletzen, so muß man doch gegen ihre Fehler nachsichtig sein, wenn man ihre Anhänglichkeit an den Kaiser im Jahre 1814 bedenkt.

Dieser zürnte mehr als einmal wegen ihres unbesonnenen Benehmens und ihres Mangels an Achtung gegen der Kaiserin Marie Louise auf sie; doch zuletzt verzieh er ihr immer wieder. Zur Zeit des Sturzes ihres erhabenen Bruders war sie wie-

---

bei der Prinzessin vorgelassen zu werden. Man befragte Hrn. Bousquet von allen Seiten. „Ihre kaiserliche Hoheit befindet sich sehr wohl und kann glücklich genannt werden, daß ihr erlauchter Gemahl ihr so zugethan ist, wie er in meiner Gegenwart auf so rührende Weise bezeigt hat. Ich konnte ihn nur mit vieler Mühe wegen der Folgen einer so unbedeutenden Sache beruhigen. Ich muß das überall erzählen. Solche Beispiele ehelicher Zärtlichkeit von so hohen Personen anzuführen ist angenehm. Ich bin ganz davon gerührt." Man unterbrach ihn in seinen enthusiastischen Ausrufungen, denn jedem kam die Lust zu lachen an und er ging in der Ueberzeugung fort, es gebe kein besseres häusliches Verhältniß als das des Prinzen und der Prinzessin Borghese. Aber der Prinz war in Italien und der hübsche junge Mann Herr v. Canouville.

Ich entlehne diese Anekdote aus den Memoiren von Josephine, die von einer Frau geschrieben seyn sollen, und auch nur von einer geistreichen Frau, die in der Nähe der Kaiserin gelebt hat, geschrieben seyn können.

*) Es traf ihn die Kugel einer französischen Kanone, welche nach einem Treffen, wo er sich ausgezeichnet hatte, abgefeuert wurde.

der in Ungnade. Als sie erfuhr, die Insel Elba sei dem Kaiser zum Gefängnisse angewiesen, eilte sie, ihm hier Gesellschaft zu leisten und verließ Rom und Italien, wo sie die schönsten Palläste besaß. Vor der Schlacht bei Waterloo fand der Kaiser im Augenblicke der Entscheidung das Herz seiner Schwester Pauline ihm immer treu ergeben. Sie fürchtete, er würde an Geld Mangel leiden und schickte ihm ihren reichsten Diamantschmuck von ungeheurem Werthe. Man fand ihn im Wagen des Kaisers, welcher bei Waterloo genommen und der Schaulust der Londoner gezeigt wurde. Aber die Diamanten sind verloren gegangen, zum mindesten für die rechtmäßige Besitzerin.

Vierzehntes Kapitel.

Der General Moreau. — Der Oberst Delelen. — Die Bewahrer des Portefeuille.

Am Tage der Verhaftung des Generals Moreau war der erste Konsul in großer Unruhe. Den ganzen Morgen kamen und gingen seine Emissarien und Polizeiagenten. Die Maßregeln waren so getroffen, daß die Verhaftung zu gleicher Zeit in Gros-Bois, oder in der Wohnung des Generals in der Straße der Vorstadt St. Honoré Statt finden konnte. Der erste Konsul ging sehr unruhig in der Stube auf und ab; er ließ mich rufen und befahl mir, vor das Haus des Generals (in Paris) zu gehn und zu beobachten, ob er verhaftet, ob alles ruhig und ihm schnell Bericht abzustatten. Ich gehorchte, fand aber, daß im Hause keine ungewöhnliche Bewegung vorging und erblickte nur einige Polizeispürhunde, die auf die Hausthüre des Mannes, den man ihnen zu ihrer Beute bezeichnet hatte, Acht gaben. Da man mich bemerken konnte, entfernte ich mich schnell und hörte auf meiner Rückkehr ins Schloß, daß der General auf dem Rückwege vom Landgute Gros-Bois verhaftet worden sey, welches er einige

Monate später, vor seiner Abreise nach den vereinigten Staaten, an den Marschall Berthier verkaufte. Ich eilte, dem ersten Konsul diese Nachricht zu bringen, aber er wußte sie schon und gab mir keine Antwort, sondern blieb still und nachdenkend, wie am Morgen.

Weil ich gerade vom General Moreau rede, will ich auch die Umstände erwähnen, wodurch er seinem Ruhme schadete. Madame Bonaparte hatte ihn mit ihrer Freundin Demoiselle Hulot, ebenfalls einer Creolin aus Isle de France, verheirathet, welche mit allen guten Eigenschaften einer Gattin und Mutter begabt, ihren Mann leidenschaftlich liebte: sie war stolz auf den berühmten Namen, der ihr Achtung und Ehre verschaffte. Aber sie ließ sich unglücklicherweise allzu sehr von ihrer Mutter leiten, deren Ehrgeiz grenzenlos war und die ihre Tochter am liebsten auf einem Throne gesehen hätte. Der Einfluß dieser Frau auf die Tochter erstreckte sich bald bis auf den General selbst, der, von ihren Rathschlägen beherrscht, finster, träumerisch und schwermüthig wurde und auf immer seine ihn auszeichnende Geistesruhe verlor. Von nun an stand das Haus des Generals den Intriguen und Verschwörungen offen; alle Mißvergnügte, deren Anzahl nicht klein war, versammelten sich bei ihm. Von der Zeit an tadelte der General alle Handlungen des ersten Konsuls, widersetzte sich der Wiedereinführung des Gottesdienstes und nannte die Errichtung der Ehrenlegion eine Kinderei und lächerliche Mummerei. Diese schroffen Widersprüche und noch viele andere, kamen, wie man wohl denken kann, dem ersten Konsul zu Ohren, der ihnen anfangs gar keinen Glauben schenken wollte; wie aber hätte er gegen die täglich immer wiederkehrenden und sich vergrößernden Berichte, welche zweifelsohne durch Mißgunst noch verschlimmert wurden, taub bleiben können?

In gleichem Maße wie der General durch seine unvorsichtigen Reden beim ersten Konsul verlor, ermuthigte ihn seine Schwiegermutter, in Folge ihrer gefahrvollen Hartnäckigkeit, den Widerstand fortzusetzen, da sie, wie sie sagte, überzeugt sey, daß die Zukunft die Gegenwart rechtfertigen würde, womit sie wirklich Wahrheit sprach. Der General stürzte sich geradezu in den offenen Abgrund. In welchen offenbaren Widerspruch traten seine

Handlungen mit seinem Charakter! Er fühlte gegen die Engländer eine entschiedene Abneigung, verwünschte die Chouans und Alles, was den alten Adel das Wort redete. Ein Mann wie Moreau, der seinem Vaterlande so glorreich gedient hatte, vermochte nicht die Waffen gegen dasselbe zu führen. Aber man täuschte ihn, er selbst täuschte sich mit der Meinung, eine große politische Rolle spielen zu können. Die Schmeicheleien einer Partei, welche durch Anreizung der Eifersucht der alten Kriegsgefährten des ersten Konsuls diesem die meisten Feinde zu wecken suchte, stürzte ihn.

Mehr als einmal habe ich Beweise von der Zuneigung des ersten Konsuls zum General Moreau bemerkt. Als dieser ihn in den Tuilerien besuchte und sich mit ihm unterhielt, kam der General Carnot von Versailles mit einem Paar kostbar gearbeiteten Pistolen, welche die Fabrik zu Versailles dem ersten Konsul schenkte. Die Waffen dem General Carnot abnehmen, sie einen Augenblick bewundern und sie dem General Moreau mit den Worten hinreichen: „Nehmen Sie, wahrhaftig, nichts konnte gelegener kommen;" war eins und geschah schneller, als ich es niederschreiben kann. Der General war über diesen Freundschaftsbeweis höchst entzückt und sprach den lebhaftesten Dank gegen den ersten Konsul aus.

Der Name und Prozeß des Generals Moreau erinnern mich an einen tapfern Officier, welcher sich in dies unangenehme Ereigniß verwickelt fand und der, nachdem er mehrere Jahre in Ungnade gefallen war, nur durch die Keckheit sich rettete, mit der er sich dem Zorne des Kaisers aussetzte. Die Wahrheit meiner Erzählung können lebende Personen bezeugen, die ich dabei nennen werde und deren Zeugnissen jeder Leser Glauben schenken muß.

Die Ungnade des Generals Moreau erstreckte sich auch auf seine ganze Umgebung: man kannte die Anhänglichkeit der Krieger, der Officiere sowohl als der Gemeinen, die unter ihm gedient hatten. Seine Adjutanten wurden verhaftet, selbst die sich außerhalb Paris befanden.

Einer von diesen, der Oberst Delélée, lebte seit einigen Monaten auf Urlaub in Besançon und ruhte hier auf seinem Landgute im Schooße seiner Familie und bei seiner jungen Frau

von den Beschwerden des Krieges aus; er nahm wenig Interesse an den Staatsangelegenheiten, lebte mehr seinem Vergnügen, am wenigsten aber nahm er an Verschwörungen Theil. Als Kriegsgenosse der Obersten Guilleminot, Hugo *) und Foy, **) welche alle drei später Generäle geworden sind, verlebte er in der Garnison, oder im Kreise seiner Familie mit ihnen seine Abende. Plötzlich wurde der Oberst Delélée verhaftet, in eine Postchaise gesetzt und erst auf der schnellen Reise nach Paris erfährt er von dem ihn begleitenden Gensd'armerieofficier, daß der General Moreau eine Verschwörung angestiftet, und er, als dessen Adjutant, in dieselbe mit verwickelt sei.

In Paris wird der Oberst in Haft gesetzt, wenn ich nicht irre in Laforce. Seine mit vollem Rechte beängstigte Frau folgte seiner Spur, erhält aber erst nach langer Zeit die Erlaubniß, sich mit dem Gefangenen zu unterreden und auch das nur durch Zeichen: sie sollte im Gefängnißhofe bleiben, wenn er sich auf einige Augenblicke zeigte und seine Hand durch die Fenstergitter steckte.

Doch mäßigte man diesen strengen Befehl für den kaum vierjährigen Sohn des Obersten. Der Vater erhielt die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen; die Mutter brachte ihn täglich mit, und ein Schließer trug ihn zum Gefangenen. Vor diesem lästigen Zeugen spielte das Kind seine Rolle mit ausgefeimter List. Es stellt sich lahm und klagt, Sand in die Stiefelchen bekommen zu haben. Der Oberst dreht sich um, nimmt das Kind auf den Schooß, um den belästigenden Sand auszuschütten und findet jedesmal im Stiefel einige Zeilen seiner Frau, die ihm den Stand des Prozesses und was er zu hoffen oder zu fürchten habe, mittheilt.

Endlich wurde der Oberst Delélée nach mehrmonatlicher Verhaftung, als das Urtheil über die Verschwörer gesprochen worden, nicht losgesprochen, wie er es zu erwarten hatte, da nichts gegen ihn angebracht worden war, sondern von der Armee-

*) Vater von Victor Hugo, welcher Pathe der Madame Delélée ist.

**) Der hochberühmte General Foy.

liste ausgestrichen und vorläufig unter Aufsicht gestellt, mit dem Verbote, sich innerhalb vier Stunden von Paris aufzuhalten. Anfangs durfte er auch nicht nach Besançon zurück und nur nach einem Jahre wurde ihm der Aufenthalt daselbst gestattet.

Der junge und muthige Oberst sah aus seiner Zurückgezogenheit seine Freunde und Gefährten ihr Glück machen und auf den Schlachtfeldern Ruhm, Titel und Namen sich erwerben, während er selbst sich zur Unthätigkeit und Verborgenheit verdammt sah. Nur auf den Karten konnte er den Triumphzügen der Armeen folgen, in denen zu dienen er sich würdig wußte. Zahlreiche Bittschriften überreichten seine Freunde und er selbst dem Kaiser; ihm nur zu vergönnen, als Freiwilliger mitzuziehen, und sollte es nicht anders sein, mit dem Tornister auf dem Rücken, sich seinen alten Kameraden anzuschließen. Aber alle Bitten werden abgewiesen, der kaiserliche Wille ist fest und auf jeden neuen Versuch erfolgt die Antwort: „Er mag warten!“

Die Einwohner von Besançon, welche den Obersten Delélée als ihren Mitbürger betrachteten, nahmen lebhaften Antheil am unverschuldeten Unglücke dieses tapfern Officiers. Endlich bot sich eine Gelegenheit dar, ihn der Gnade oder vielmehr der Gerechtigkeit des Kaisers zu empfehlen und diese benutzten sie.

Ich glaube, es war nach dem Feldzuge gegen Preußen und Polen. Von allen Seiten Frankreichs kamen Abgeordnete, um dem Kaiser wegen seiner neuen Siege Glück zu wünschen. Der Oberst Delélée wurde einstimmig zum Mitgliede der Deputation von Doubs ernannt, wozu der Maire und Präfekt von Besançon gehörten und an deren Spitze der ehrenwerthe Marschall M... stand.

Endlich fand der Oberst eine Gelegenheit, dem ihn so lange belastenden und zur Unthätigkeit verdammenden Bann ein Ende zu machen! Er konnte zum Kaiser reden mit Ehrfurcht, doch auch mit Würde, sich über die Ungnade beschweren, unter der er so lange ohne Grund litt. Er dankte von Grund seines Herzens der edlen Zuneigung seiner Mitbürger, die für ihn beim Kaiser sprechen wollten.

Die Gesandten von Besançon ließen sich nach ihrer Ankunft in Paris den einzelnen Ministern vorstellen. Der Polizei-

minister nahm den Präsidenten der Deputation bei Seite und fragte ihn, was die Anwesenheit eines Mannes zu bedeuten habe, der öffentlich als in Ungnade stehend bekannt sei und dessen Anblick dem Kaiser nur mißfällig seyn könne.

Der Marschall M... kam nach dieser Unterhaltung bleich und erschrocken zum Obersten Delélée.

„Freund, alles ist verloren! Ich habe beim Minister gemerkt, wie sehr man noch gegen Sie gestimmt ist! Wenn der Kaiser Sie unter uns erblickt, so nimmt er das für eine offenbare Absicht, seine Befehle zu verletzen und wird wüthen.“

„Nun, was kann ich dabei thun?“

„Um der Deputation, um dem Departement, auch um sich selbst nicht zu schaden, sollten Sie vielleicht eher....“

Der Marschall hielt ein.

„Ich sollte eher?“ fragte der Oberst.

„Vielleicht, wenn Sie sich ohne Aufsehn entfernten....“

Hier unterbrach der Oberst den Präsidenten der Deputation.

„Herr Marschall, erlauben Sie mir, diesem Rathe nicht zu folgen. Ich bin nicht so weit hergekommen, um wie ein Kind vor dem ersten Hindernisse zurückzuschrecken. Mich ekelt meine unverdiente Ungnade, und noch mehr meine Unthätigkeit an. Mag der Kaiser zürnen oder sich mildern, er soll mich sehn: er mag mich niederschießen lassen, denn was nützt mir ein Leben, wie ich es seit vier Jahren führe. Doch will ich, Herr Marschall, mich der Entscheidung meiner Genossen, der Herren Deputirten von Besançon unterwerfen.“

Diese billigten den Entschluß des Obersten und er verfügte sich mit ihnen in die Tuilerien an dem Tage, als alle Deputationen des Reichs feierlich empfangen werden sollten.

Alle Säle der Tuilerien waren mit reich gestickten Kleidern und glänzenden Uniformen erfüllt. Die militärische und Civil-Dienerschaft des Kaisers, die in Paris anwesenden Generäle, das diplomatische Korps, die Minister und verschiedenen Verwaltungsbehörden, die Abgesandten der Departements mit ihren Präfekten und Maires, mit dreifarbigen Schärpen geschmückt: alle hatten sich in zahlreiche Gruppen zusammengestellt und erwarteten leise plaudernd den Eintritt seiner Majestät.

In einer dieser Gruppen bemerkte man einen wohlgebauten Officier, der eine ganz einfache Uniform nach schon älterem Schnitte trug. Er hatte weder um den Hals noch an der Brust den Orden, der damals fast keinem Officier dieses Ranges fehlte: es war der Oberst Delélée. Der Präsident der Deputation, zu welcher er gehörte, schien verlegen und fast verzweifelt. Von den alten Kameraden des Obersten wagten ihn nur Wenige zu erkennen. Die Kühnsten nickten ihm aus der Ferne zu, was ihre Unruhe und Mitleid ausdrückte; die Vorsichtigeren sahen ihn gar nicht an.

Er selbst stand unbeweglich und entschlossen da.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren und ein Diener rief laut: „der Kaiser, meine Herren!"

Die Gruppen trennten sich, man stellte sich in Reihen.

Der Oberst stand in der ersten Reihe.

Der Kaiser ging im Saale rund umher, er sprach mit dem Präsidenten einer jeden Deputation und sagte ihnen einige schmeichelhafte Worte. Als er zu den Deputirten von Doubs gekommen, und zu dem tapfern Marschall einige Worte gesprochen hatte, wollte er zu den Andern übergehen; da fielen seine Blicke auf einen nie von ihm gesehenen Officier. Er blieb erstaunt stehen und richtete seine gewöhnliche Frage an den Deputirten.

„Wer sind Sie?"

„Sire, ich bin der Oberst Delélée, ehemaliger erster Adjutant des General Moreau."

Diese Worte sprach er mit festem Tone, welcher in der tiefen Stille, wie sie die Anwesenheit des Herrschers heischte, wiederhallte.

Der Kaiser trat einen Schritt zurück und sah den Obersten scharf an. Dieser erschrak nicht vor dem Blicke, machte aber eine kleine Verbeugung.

Der Marschall M... war leichenblaß.

Der Kaiser fuhr fort: „Was fordern Sie hier?"

„Was ich seit Jahren fordere, Sire: ich möchte von Eurer Majestät erfahren, was ich verbrochen, oder wieder meine alte Stellung einnehmen."

Unter Allen, die in der Nähe diese Fragen und Antworten hören konnten, vermochten wenige frei zu athmen.

Endlich öffnete ein Lächeln die geschlossenen Lippen des Kaisers. Er legte einen Finger auf den Mund, näherte sich dem Obersten und sagte mit mildem und fast freundschaftlichem Tone:

„Man hat sich etwas darüber beklagt: aber lassen Sie uns nicht mehr davon reden.“

Dann ging er weiter. Kaum war er zehn Schritte an den Deputirten von Besançon vorbei, als er umkehrte, dem Obersten gegenüber stehen blieb und sprach:

„Herr Kriegsminister, merken Sie sich den Namen dieses Officiers und erinnern Sie mich an ihn. Seine Unthätigkeit langweilt ihn, wir wollen ihn beschäftigen.“

Wie die Audienz zu Ende war, drängte sich Alles um den Obersten. Man umringte ihn, brachte ihm Glückwünsche, küßte ihn: jeder alte Kriegsgefährte wollte ihn mit sich fortziehen. Seine Hände reichten nicht aus für alle, die man ihm reichte. Der General S..., welcher am Abende zuvor den Marschall M... noch mehr beängstigt hatte, weil er sich über ein so kühnes Trotzen gegen den Kaiser wunderte, streckte seinen Arm über die Schultern der dem Obersten zunächst Stehenden, schüttelte ihm herzlich die Hand und rief: „Delélée, vergiß nicht, daß Du morgen zum Frühstücke zu mir kommst.“

Zwei Tage nach diesem Vorfalle am Hofe erhielt der Oberst Delélée seine Ernennung zum Chef des Generalstabs der Armee von Portugal, welche der Herzog von Abrantes befehligte. Bald war sein Gepäcke in Ordnung und vor der Abreise hatte er noch eine Audienz beim Kaiser, der zu ihm sagte: „Oberst, ich weiß, daß meine Aufforderung, die versäumte Zeit wieder einzuholen, unnütz ist. In kurzem werden wir hoffentlich Beide mit einander zufrieden sein.“

Nach dieser letzten Audienz sagte der Oberst, ihm fehle nichts zum Glücke, als eine günstige Gelegenheit, sich für den Mann in Stücke hacken zu lassen, welcher die Wunden einer so langen Ungnade so gut zu heilen wüßte. Solche Herrschaft übte der Kaiser über die Gemüther aus.

Bald war der Oberst über die Pyrenäen, er durchzog Spanien und wurde von Junot mit offenen Armen empfangen. Die Armee von Portugal hatte seit zwei Jahren viel in ihrem ungleichen Kampfe gegen die Bevölkerung und die Engländer gelitten. Die Lebensmittel und der Unterhalt der Armee war schlecht besorgt, die Soldaten schlecht gekleidet und beschuht. Der neue Chef des Generalstabs that alles Mögliche, dieser Unordnung abzuhelfen und die Soldaten mußten wohl seine Anwesenheit inne werden, als er vor übermäßiger Arbeit und Abmattung krank wurde und starb, ohne daß er, wie der Kaiser meinte, die versäumte Zeit wieder einzuholen vermocht hatte.

Ich habe früher erwähnt, daß bei jeder Verschwörung gegen das Leben des ersten Konsuls natürlich alle Personen seines Hauses einer strengen Aufsicht unterworfen wurden. Jeder ihrer Schritte wurde erspäht, man ging ihnen außerhalb des Schlosses nach: alle kleinen Züge ihres Betragens waren genau gekannt. Zur Zeit, als die Verschwörung Pichegru's entdeckt wurde, gab es nur einen Bewahrer des Portefeuille, Namens Landoire, der ein sehr lästiges Amt hatte, denn er konnte sich niemals von einem dunklen Korridor entfernen, auf den die Thüre des Kabinets ging, und konnte nur in Eile und fast verstohlen essen. Glücklicherweise bekam er einen Gehülfen, und zwar bei folgender Gelegenheit. Augel, einer der Thürsteher des Pallastes, erhielt vom ersten Konsul den Auftrag, an der Barriere des Bons Hommes während des Prozesses mit Pichegru sich aufzuhalten, um die Hausleute des letztern, die in Dienstsachen kamen und gingen, kennen zu lernen und zu beobachten, denn ohne Erlaubniß durfte keiner Paris verlassen. Augels Berichte gefielen dem ersten Konsul, der ihn zu sich rufen ließ, mit seinen Antworten und Einsichten zufrieden schien und ihn zum Gehülfen von Landoire bei der Bewahrung des Portefeuille ernannte, so daß diesem die Hälfte der Last abgenommen wurde. Im Jahre 1812 nahm Augel am Feldzuge nach Rußland Theil und starb auf der Rückkehr wenige Stunden vor Paris, an den Folgen der Mühseligkeiten und Entbehrungen, die wir mit der Armee theilen mußten.

Uebrigens waren nicht nur die zur Bedienung des ersten Konsuls oder im Schlosse Angestellten einer solchen Wachsamkeit un-

terworfen. Seit seiner Erhöhung zum Kaiser wurde bei jedem Verwalter der kaiserlichen Palläste ein Verzeichniß angelegt, worin Alle nicht in den Pallast Gehörige und die Fremden, welche Jemanden besuchen wollten, ihren Namen und den desjenigen, welchem der Besuch galt, einschreiben mußten. Jeden Abend wurde das Verzeichniß zum Großmarschall des Pallastes, oder in dessen Abwesenheit zum Gouverneur getragen, und oft befragte ihn der Kaiser. Dieser las einmal einen Namen, den als Ehemann er Ursache hatte (und vielleicht auch mit Grund) zu fürchten. Schon früher wurde die Abweisung dieser Person anbefohlen, als aber der Kaiser seinen unglücklichen Namen fand, wurde er über alle Maßen entrüstet, indem er glaubte, daß man von zwei Seiten seine Befehle verletzt hätte. Sogleich wurden Erkundigungen angestellt, und es fand sich glücklicherweise, daß der verdächtige Besucher eine durchaus unbedeutende Person war und nur das Unglück hatte, einen bloßgestellten Namen zu führen.

Funfzehntes Kapitel.

Der 21. März 1804. — Tod des Herzogs von Enghien. — Der erste Konsul wird Kaiser. — Mein Urlaub. — Gewohnheiten des Kaisers.

Das für den Kaiser so ruhmvolle Jahr 1804 brachte ihm auch, mit Ausnahme der Jahre 1814 und 1815, den meisten Verdruß. Es liegt mir nicht ob, so ernste Ereignisse zu beurtheilen, oder zu untersuchen, wie viel der Kaiser und wie viel seine Umgebung und Rathgeber daran Antheil hatten. Ich soll und kann nur selbst Gesehenes und Gehörtes erzählen. Am 21. März eben dieses Jahres trat ich früh beim ersten Konsul ein, den ich wach fand; er hatte den Ellbogen auf das Kopfkissen gestützt und sah finster und abgespannt aus. Wie er mich kommen sah, setzte er sich aufrecht, fuhr einigemal mit der Hand über die Stirne und sagte

zu mir: „Constant, ich habe Kopfschmerzen." Dann warf er die Decke hastig ab und fuhr fort: „Ich habe sehr schlecht geschlafen." Er schien ganz vertieft und in sich gekehrt und sah sogar traurig und leidend aus, daß ich selbst darüber erstaunte und ergriffen wurde. Indeß ich ihn ankleidete sprach er kein Wort, was nur Statt fand, wann irgend ein Gedanke ihn beunruhigte und quälte. Roustan war außer mir noch im Zimmer. Wie ich ihm nach beendigter Toilette seine Tabaksdose, sein Schnupftuch und die kleine Bonbonniere überreichte, öffnete sich plötzlich die Thüre und die Gemahlin des ersten Konsuls stürzte herein im Morgenneglige, mit verstörten Zügen und mit Thränen auf den Wangen. Diese plötzliche Erscheinung setzte Roustan und mich in Erstaunen, sogar in Schrecken, denn nur etwas Außerordentliches konnte Madame Bonaparte bewegen, in solcher Kleidung, und ohne mit genügender Vorsicht die Mängel ihrer Toilette verhehlt zu haben, auszugehen. Sie trat oder stürzte vielmehr in das Zimmer herein mit dem Ausrufe: „der Herzog von Enghien ist todt! ach, mein Freund! was hast Du gethan?" Dann fiel sie schluchzend dem ersten Konsul in die Arme, dieser wurde bleich wie der Tod und sagte außerordentlich bewegt: „die Unglücklichen haben zu sehr geeilt!" Darauf ging er hinaus und stützte Madame Bonaparte, welche kaum gehen konnte und immer fort weinte. Die Nachricht vom Tode dieses Fürsten erregte Schrecken im Schlosse. Der erste Konsul bemerkte diese allgemeine Trauer, machte jedoch keinem deshalb Vorwürfe. Den meisten Kummer, den dieses traurige Ereigniß seinen, meistentheils mehr aus Zuneigung als aus Pflicht ihm ergebenen Dienern machte, verursachte der Gedanke, daß es ihrem Herrn an Ruhm und Ruhe Schaden bringen würde. Der erste Konsul konnte gewiß unsere Gesinnungen errathen. Mehr habe ich nicht gesehen und erfahren, was diesen beklagenswerthen Vorfall betrifft; was im Innern des Kabinets vorgefallen, ist mir nicht bekannt. Mir schien die Bewegung des ersten Konsuls aufrichtig und nicht erkünstelt: er blieb mehrere Tage traurig und schweigsam und sprach während der Toilette nur das Nothwendige.

Im Laufe dieses und des folgenden Monats sah ich verschiedene Personen zum ersten Konsul kommen und gehen und sich mit ihm besprechen, welche, wie man mir sagte, Mitglieder des Staatsraths, Tribunen oder Senatoren waren. Lange schon äusserte die Armee und die meisten Bürger, von denen der Held Italiens und Aegyptens vergöttert wurde, laut den heißen Wunsch, daß er einen seines Ruhms und der hohen Stellung Frankreichs würdigern Namen tragen möchte. Man wußte zugleich, daß er den ganzen Staat regiere und daß seine vorgeblichen Amtsgenossen in Wahrheit ihm nur untergeben waren. Weil er nun in der That Oberhaupt war, so wollte man ihm auch den Namen geben. Der Kaiser ist nach seinem Sturze oft Usurpator genannt worden, was mich immer nur zu einem mitleidigen Lächeln bewog, denn wenn er den Thron mit Gewalt an sich gerissen hat, so hat er mehr Helfer gehabt, als alle Tyrannen in Trauer- und Schauspielen, weil drei Viertel von Frankreich gewiß an der Verschwörung Theil nahmen. Am 18. Mai wurde bekanntlich das Kaiserreich ausgerufen und der erste Konsul (den ich von nun an Kaiser nennen werde) empfing in St. Cloud den Senat, an dessen Spitze Cambaceres stand, der einige Stunden später Erzkanzler des Reichs wurde. Aus seinem Munde hörte sich der Kaiser zum erstenmale mit dem Titel Sire begrüßt. Nach dieser Audienz überbrachte der Senat seine Huldigung der Kaiserin Josephine; der noch übrige Theil des Tages verging mit Annahme von Glückwünschen, Besuchen und Vorstellungen. Alles war im Schlosse trunken vor Freude, jeden entzückte die Rangerhöhung. Man umarmte und wünschte einander Glück, man theilte sich die Hoffnungen und Pläne für die Zukunft mit: der geringste Untergebene fühlte Ehrgeiz: kurz, im Vorsaale wiederholten sich die Ereignisse im Salon, nur daß die Personen dabei verschieden waren.

Nichts war drolliger, als die Verlegenheit der Dienerschaft, wenn sie auf die Fragen des Kaisers antworten sollten. Erst versprachen sie sich, stockten, fingen wieder an, versprachen sich noch mehr, und wiederholten zehnmal in einer Minute: Sire, General, Majestät, Bürger, erster Konsul. Als ich am andern Morgen wie gewöhnlich in das Zimmer des Kaisers trat,

gab ich auf die gebräuchlichen Fragen: „Welche Zeit ist es und wie ist das Wetter?" Antwort: „Sire, sieben Uhr, und schönes Wetter." Wie ich mich dem Bette näherte, zog er mich am Ohre und schlug mich auf die Backe, und nannte mich einen drolligen Kerl (monsieur le drôle), das war sein Lieblingsausdruck gegen mich, wenn er mit meinem Dienste besonders zufrieden war. Der Kaiser hatte bis spät in die Nacht gewacht und gearbeitet; ich fand ihn ernst und sinnend, aber zufrieden. Wie wenig glich dieses Erwachen dem am vorigen 21. März!

An demselben Tage hielt Seine Majestät das erste große Lever in den Tuilerien, wobei ihm alle Militär- und Civilbehörden vorgestellt wurden. Die Brüder und Schwestern des Kaisers wurden Prinzen und Prinzessinnen, ausgenommen Lucian, der sich bei seiner Heirath mit Madame Jouberton mit dem Kaiser entzweit hatte. 18 Generäle wurden zu Reichsmarschällen erhoben. Von dem Tage an erhielt alles um die Majestäten das Ansehen eines Hofes und einer regierenden Macht. Man hat viel von der Ungeschicktheit der ersten Hofleute erzählt, welche eben so wenig an den Dienst gewöhnt waren, der ihnen vermöge ihrer neuen Würden oblag, als an die Ceremonien der Etiquette: aber man hat dies, so wie alles Uebrige, übertrieben. Allerdings fand im Anfange auch bei ihnen eine Art von Verlegenheit statt, eben so wie bei der Dienerschaft des Kaisers, aber das dauerte nur sehr kurze Zeit, und die Kammerherren und höchsten Beamten fanden sich eben so bald hinein, als wir Kammerdiener. Uebrigens zeigte sich ein Schwarm alter Hofleute als Lehrmeister, welche durch die kaiserliche Gnade aus der Liste der Emigrirten gestrichen wurden und für sich und ihre Frauen sich eifrig um Stellen am entstehenden Kaiserhofe bewarben.

Der Kaiser liebte die republikanischen Feste nicht, sie schienen ihm immer gehässig und grausam oder lächerlich. Ich habe ihn unwillig gesehn, daß man den 21. Januar jährlich feierte, und er lächelte mitleidig über die Rückerinnerung an die Maskeraden der Theophilantropen, welche, wie er sagte, keinen Jesus Christus haben wollen, und die katholischen Prälaten Fenelon und Las Casas zu Heiligen machten. Herr von Bourrienne sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Zu

den seltsamen Grillen der napoleonischen Politik, gehörte auch die Beibehaltung des Festtags am 14. Juli im ersten Regierungsjahre." Ich erlaube mir hierüber die Bemerkung, daß, wenn auch Seine Majestät eine jährliche Feierlichkeit zum öffentlichen prachtvollen Erscheinen benutzte, andererseits der Gegenstand der Feier so verändert wurde, daß man schwerlich an den Jahrestag der Einnahme der Bastille und der ersten Föderation denken konnte. Ich weiß nicht, ob diese beiden Ereignisse bei dieser Ceremonie im Geringsten erwähnt wurden, und um die republikanischen Erinnerungen noch mehr zu vertilgen, setzte der Kaiser das Fest auf den 15ten, als einen Sonntag, damit die Bewohner der Hauptstadt keine Zeit versäumten. Uebrigens wollte man nicht die Sieger der Bastille erheben, sondern Kreuze der Ehrenlegion in Menge austheilen.

Zum ersten Male zeigten sich da Ihre Majestäten dem Volke im ganzen Glanze ihrer Macht. Der Zug ging durch den großen Gang der Tuilerien zum Invalidenhause, dessen Kirche, während der Revolution Tempel des Mars genannt, vom Kaiser wieder für den katholischen Gottesdienst eingerichtet war und zur Feierlichkeit dieses Tages benutzt werden sollte. An dem Tage übte der Kaiser auch zuerst das Vorrecht aus, durch den Garten der Tuilerien zu fahren. Die Begleitung war glänzend; eben so die der Kaiserin Josephine. Das Volk war unbeschreiblich entzückt. Ich hatte mich auf Befehl des Kaisers unter die Menge gemischt, um zu erforschen, welche Gesinnung sie zum Feste mitbrächte, und ich hörte keinen murren, so groß war die Begeisterung aller Stände für den Kaiser, was man auch später gesagt haben mag. Die Majestäten wurden am Thore des Invalidenhauses vom Gouverneur und dem Oberstceremonienmeister, Grafen von Segur empfangen: am Eingange der Kirche harrte ihrer der Kardinal du Belloy an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit. Nach gehaltener Messe hielt der Großkanzler der Ehrenlegion, Hr. von Lacepede, eine Rede, worauf die Officiere der Ehrenlegion aufgerufen wurden. Hierauf setzte sich der Kaiser, bedeckte sich und sprach mit kräftiger Stimme die Eidesformel, worauf alle Glieder der Ehrenlegion: „Ich beschwöre es" ausriefen, gleich darauf erschallte außerhalb der Kirche ein tausendfältig wieder=

holtes Lebehoch dem Kaiser. Ein besonderer Umstand erhöhte das Interesse der Feierlichkeit. Indeß die Ritter des neuen Ordens einer nach dem andern vor dem Kaiser vorbeigingen, der sie empfing, stellte sich ein Mann aus dem Volke, in eine runde Jacke gekleidet, auf die Stufen des Throns. Seine Majestät schien erstaunt und hielt einen Augenblick inne, worauf man den Mann befragte, welcher sein Diplom vorzeigte. Sogleich ließ ihn der Kaiser herzutreten und gab ihm die Dekoration mit einer herzlichen Umarmung. Der Zug ging denselben Weg zurück durch den Garten der Tuilerien.

Am 18. Juli, drei Tage nach der Festlichkeit reiste der Kaiser von St. Cloud in das Lager von Boulogne. Ich glaubte, daß er meine Dienste auf einige Tage würde entbehren können, und da ich meine Familie seit so vielen Jahren nicht gesehn hatte, so empfand ich die natürliche Sehnsucht, sie wieder zu sehn und mich mit meinen Verwandten über die sonderbaren Lagen zu unterhalten, in denen ich mich seit meiner Trennung von ihnen befunden hatte. Ich hätte wirklich große Freude daran gefunden, ihnen von meiner jetzigen Lage und meinen Hoffnungen zu erzählen, und mir that die häusliche Vertraulichkeit Noth, um mich von dem Zwange meines Dienstes zu entschädigen. Ich bat also um die Erlaubniß, eine Woche in Peruelz zubringen zu dürfen. Sie wurde mir augenblicklich gegeben und ich reiste unverzüglich ab. Aber wie groß war mein Erstaunen, als mir am Morgen nach meiner Ankunft ein Kourier einen Brief vom Grafen Remusat brachte, worin mir die sofortige Rückkehr anbefohlen wurde, weil der Kaiser meiner bedürfe, so daß ich nur für rasche Wiederkehr zu sorgen hatte! Unerachtet der, durch diesen Befehl getäuschten Aussichten, war es mir doch schmeichelhaft, dem großen Manne, der mich in seine Dienste genommen hatte, so nothwendig geworden zu sein. Ich nahm sogleich Abschied von meiner Familie. Der Kaiser war gleich nach seiner Ankunft in Boulogne auf einige Tage in die nördlichen Departements abgereist. Vor seiner Rückkehr war ich schon in Boulogne, und brachte schnell alles zum Dienste gehörige in Ordnung, so daß es der Kaiser bei seiner Ankunft in Bereitschaft fand; dessen ungeachtet sagte er mir, ich wäre lange abwesend gewesen.

Weil ich nun einmal dies berührt habe, so will ich gleich, obgleich es einer späteren Zeit angehört, noch einen oder zwei Umstände erwähnen, woraus man schließen kann, wie gebunden ich in meinem Dienste war.

Ich hatte mir durch die beständigen Reisen im Gefolge des Kaisers eine Harnkrankheit zugezogen, welche furchtbare Schmerzen verursachte. Lange waffnete ich mich mit Geduld und Diät gegen dieses Uebel, aber als zuletzt die Schmerzen ganz unerträglich wurden, bat ich im Jahre 1808 den Kaiser um einen Monat Urlaub, um mich pflegen zu können. Der Doctor Boyer hatte mir gesagt, daß ich durchaus einen Monat zu Wiederherstellung haben müßte und daß widrigenfalls die Krankheit unheilbar werden könnte. Meine Bitte wurde mir gewährt, und ich begab mich zu meiner Familie nach St. Cloud. Der kaiserliche Wundarzt Yvan besuchte mich täglich. Kaum war eine Woche vergangen, als er mir sagte, der Kaiser dächte, ich wäre schon hergestellt und er wünsche meine Dienste wieder. Dieser Wunsch glich einem Befehle, das sah ich ein, und ich kehrte zum Kaiser zurück, der beim Anblicke meiner Leiden und meiner Blässe mir tausend Artigkeiten sagte, aber nichts von einem neuen Urlaube erwähnte. Innerhalb 16 Jahre bin ich nur diese zweimal von ihm entfernt gewesen; so war aber auch nach der Zurückkunft von Moskau und während des Feldzuges in Frankreich meine Krankheit aufs Höchste gestiegen. Wenn ich den Kaiser in Fontainebleau verließ, so geschah dies nur, weil ich unerachtet aller Zuneigung und Dankbarkeit, die ich einem so guten Herrn schuldete, nicht mehr ihm zu dienen vermochte. Nach dieser für mich so schmerzlichen Trennung konnte ich kaum in einem Jahre hergestellt werden und selbst in dieser Zeit nicht ganz. Aber ich werde diesen traurigen Zeitabschnitt später besprechen. Ich kehre von der Erzählung dieser Umstände zurück, welche beweisen, daß ich mich weit eher als viele andere für eine vornehme Person hätte halten können, da meine Dienstleistungen dem Herrn von Europa unentbehrlich zu sein schienen. Viele Bewohner der Tuilerien würden mehr Mühe als ich gehabt haben, ihren Nutzen zu beweisen. Zeigt sich aber nicht zu große Eitelkeit in meiner Erzählung, und werden sich nicht die Kammer-

herren darüber beschweren? Ich weiß es nicht und so fahre ich in meiner Erzählung fort.

Der Kaiser blieb bei seinen alten Gewohnheiten, er wollte lieber von mir als von einem andern bedient sein, und dennoch muß ich gestehn, daß die Kammerdiener voll Eifer und Ergebenheit waren, aber ich war der Aelteste und verließ ihn niemals. Einmal verlangte der Kaiser mitten am Tage Thee. Herr Senechal hatte den Dienst; er machte Thee und überreichte ihn den Kaiser, der ihn abscheulich fand. Man läßt mich rufen: der Kaiser beklagte sich, man habe ihn vergiften wollen. (Das war seine Redensart, wenn ihm etwas mißfiel). Ich ging in die Küche, goß aus derselben Theekanne eine Tasse, die ich zubereitete, und brachte sie Sr. Majestät, mit zwei vergoldeten silbernen Löffeln, wie gebräuchlich, einen zum Vorkosten beim Kaiser, den andern für ihn selbst. Nun fand er den Thee vortrefflich, und dankte mir mit der gütigen Vertraulichkeit, die er mitunter gegen seine Diener zeigen mochte: indem er mir die Tasse zurück gab, zog er mich an den Ohren, und sagte: „Aber lehren Sie ihnen doch den Thee zubereiten, denn sie verstehen es nicht."

Herr von Bourrienne, dessen vortreffliche Denkwürdigkeiten ich mit dem größten Vergnügen gelesen habe, sagt irgendwo, der Kaiser habe in den Augenblicken guter Laune seine Vertrauten ins Ohrläppchen gekniffen; ich habe die Erfahrung an mir gemacht, daß er das ganze Ohr kniff, mitunter sogar alle beide und noch dazu mit Herrenhand. Derselbe erwähnt in den Denkwürdigkeiten die kleinen freundschaftlichen Ohrfeigen des Kaisers mit zwei Fingern, aber das ist gar zu bescheiden. Ich kann bezeugen, daß Seine Majestät, obgleich sie eine kleine Hand hatten, seine Gunst weit größer austheilte; aber beide Arten von Liebkosungen als ein Zeichen besonderen Wohlwollens ertheilt und empfangen. Niemand beklagte sich damals darüber, und ich habe manchen Würdenträger mit Stolz die Worte des Gerichtsdieners aus dem Lustspiel *) gebrauchen hören:

„Herr, lieber hergefühlt:
Der Streich auf meiner Wang' ist noch nicht abgekühlt."

*) Aus den **plaideurs** von Racine. A. d. Ueb.

In seinen Gemächern war der Kaiser fast immer heiter und liebenswürdig, und plauderte gern mit seinen Dienern, indem er sie über ihre Familie, ihre Beschäftigungen, wohl auch über ihre Vergnügungen befragte. Wenn die Toilette beendigt war, änderte sich plötzlich sein Aussehen, er wurde ernst, nachsinnend, er nahm die Kaisermiene an. Man sagt, er habe seine Hausleute oft geschlagen; das ist nicht wahr. Ich habe ihn nur einmal in solcher Hitze gesehn, aber die Umstände, welche daran Schuld waren, und die darauf folgende Entschädigung können sie, wenn nicht entschuldigen, doch leicht begreiflich machen. Folgendes Ereigniß sah ich selbst in der Nähe von Wien, am Todestage des Marschall Lannes. Der Kaiser war tief ergriffen, er hatte kein Wort bei der Toilette gesprochen. Kaum angekleidet, wollte er ausreiten. Unglücklicher Weise war der erste Bereiter des Kaisers, Jardin, beim Satteln nicht im Stalle, und der Stallknecht legte dem Pferde nicht den gewöhnlichen Zaum auf. Wie der Kaiser aber aufgestiegen war, trat das Pferd zurück, bäumte sich und der Reiter fiel hart auf die Erde. Jardin kam herzu, als der Kaiser zornig aufstand, der in seiner ersten Wuth ihn mit der Peitsche in das Gesicht schlug. Jener entfernte sich über eine so schlechte Behandlung außer sich, woran ihn der Kaiser nicht gewöhnt hatte, und wenige Stunden darauf stellte der Großstallmeister, Herr v. Caulaincourt, dem Kaiser, als er mit ihm allein war, den Kummer seines ersten Bereiters vor. Der Kaiser bedauerte lebhaft seine Heftigkeit, ließ Herrn Jardin zu sich rufen und sprach mit ihm so gütig, daß er sein Unrecht tilgte: einige Tage darauf ließ er ihm ein Geschenk von 3000 Franken zukommen. Aehnliches soll Vigogne, dem Vater, in Aegypten zugestoßen sein *). Aber wenn dies auch wahr wäre,

*) Wir kamen den 20. Mai zu Tentura an. Es war diesen Tag erstickend heiß, wodurch eine allgemeine Muthlosigkeit entstand. Wir hatten, um auszuruhen, nichts als dürren, brennenden Sand; zu unserer Rechten war ein feindliches, einsames Meer. Unser Verlust an Verwundeten und Kranken, seitdem wir Acre verlassen hatten, war schon beträchtlich. Die Aussicht in die Zukunft bot uns nichts Erfreuliches dar. Der wahrhaft klägliche Zustand, in dem sich die Ueberreste des Armeekorps befanden, welches man das triumphi-

gnügen denn zwei solche Züge im ganzen Leben des Kaisers, wobei die Umstände selbst auch den am wenigsten Reizbaren aufregen konnten, um Napoleon den gehässigen Vorwurf zu machen, er habe seine Dienerschaft grausam geschlagen?

---

rende genannt hat, machte auf den Oberbefehlshaber einen Eindruck, den er nothwendig hervorbringen mußte. Kaum zu Tentura angekommen, ließ er sein Zelt aufschlagen. Er rief mich und diktirte mir aus Uebereilung, als der unvermeidlichen Folge unserer Lage, eine Ordre, daß Jedermann zu Fuße gehen sollte, und daß man alle Pferde, Maulthiere und Kameele den Verwundeten, den Kranken und den mitgenommenen Pestkranken, die noch Lebenszeichen von sich gaben, überlassen sollte. „Uebergeben Sie das an Berthier!" sagte er zu mir. Die Ordre wurde sogleich befördert. Kaum war ich ins Zelt zurück, so kam Vigogne, der Vater, Stallmeister des Oberbefehlshabers, herein und sagte, indem er die Hand an seinen Hut legte: „General, welches Pferd behalten Sie für sich zurück?" In der ersten Aufwallung des Zorns über diese Frage versetzte der Oberbefehlshaber dem Stallmeister einen heftigen Schlag mit der Reitgerte ins Gesicht und sagte dann mit schrecklicher Stimme: „Jedermann soll zu Fuße gehen, ich zuerst, kennen Sie die Ordre nicht? Entfernen Sie sich!"

Bourrienne B. II. Kap. 16.

Sechszehntes Kapitel.

Die Armee von Boulogne. — Einrichtung des Lagers. — Die Brander. — Schrecken in der Stadt.

Im Hauptquartier bei Pont de Briques arbeitete der Kaiser eben so eifrig, wie in seinem Kabinet in den Tuilerien. Nachdem er ausgeritten war, die Besichtigungen, Besuche und Musterungen beendigt hatte, aß er eiligst und ging dann in sein Gemach, wo er oft einen großen Theil der Nacht durch arbeitete. Er lebte ganz wie in Paris; bei seinen Runden zu Pferde folgte ihm überall Roustan, der stets ein silbernes Fläschchen mit Branntwein für den Kaiser bei sich trug, obgleich dieser es fast nie gebrauchte.

Die Armee von Boulogne bestand aus ungefähr 150,000 Mann Fußvolk und 90,000 Reitern, und war in 4 Hauptlager getheilt, in das Lager zur Rechten, zur Linken, in das von Wimereux und von Ambleteuse.

Das Hauptquartier des Kaisers war bei Pont de Briques, das, wie man mir sagte, den Namen deshalb führte, weil man daselbst den Grund eines alten Lagers Cäsars von Ziegelsteinen (briques) gefunden hatte. Es liegt ungefähr eine halbe Stunde von Boulogne und der Kaiser befand sich in dem einzigen damals wohnlichen Hause des Ortes.

Ein Posten der kaiserlichen Garde zu Pferde hatte die Wache im Hauptquartier.

Die 4 Lager waren auf einem sehr hohen, steilen Ufer errichtet, welches die See dergestalt beherrschte, daß man bei heiterem Wetter die englische Küste sehen konnte. Im Lager zur Rechten waren Lagerhütten für den Kaiser, den Admiral Bruix, den Marschall Soult und den damaligen Marineminister Decres errichtet.

Die Lagerhütte des Kaisers, welche nach Anleitung des Ingenieur Sordi erbaut worden war, der als Chef des Geniewesens die Errichtung und Kommunikation des Lagers leitete, und

dessen Neffe, Herr Lecat de Rue, damals Adjutant im Generalstabe des Marschall Soult, mir Mehreres mittheilte, was außer dem Kreise meiner Beurtheilung liegt — die Lagerhütte des Kaisers, sage ich, war aus Bretern, wie die Meßbuden, erbaut, nur daß sie sorgfältiger bearbeitet und weißgrau angestrichen waren. Die Baracke bildete ein längliches Viereck, an dessen beiden Enden sich zwei halbrunde Pavillons befanden. Rings um dieselbe war ein freier Raum, mit einem hölzernen Gitter eingefaßt, und durch vier Fuß von einander entfernte Reverberen war für die Beleuchtung gesorgt. Die Fenster befanden sich seitwärts.

Der Pavillon, der auf die See hinaus ging, bestand aus 3 Zimmern und einem Verbindungsgange. Das Hauptzimmer, welches zu Berathungen bestimmt war, war mit silbergrauem Papier ausgeschlagen. Auf dem Plafont waren vergoldete Wolken dargestellt, in deren Mitte, auf himmelblauem Grunde, ein Adler mit einem Blitze gemahlt war, der von einem Sterne, dem Schutzsterne des Kaisers, nach England hin gerichtet war. Mitten im Zimmer stand ein großer ovaler Tisch, mit einer Decke von grünem Tuche ohne Franzen. Davor stand der Lehnstuhl Sr. Majestät aus inländischem Holze, mit grünem Maroquin überzogen, mit Pferdehaaren gepolstert und stückweise aus einanderzunehmen; auf dem Tische stand ein Schreibzeug von Buchsbaumholz. Dies waren alle Meubel, so daß nur der Kaiser sitzen konnte, die Generäle aber stehen und sich während der oftmals drei- bis vierstündigen Berathungen nur auf ihre Säbel stützen mußten.

In dieses Zimmer gelangte man durch einen Gang, in welchem zur Rechten das Schlafgemach des Kaisers war, mit einer Glasthüre und einem Fenster, welches auf das Lager zur Rechten ging, und von wo aus man links die See sehen konnte. Dort stand das eiserne Bette des Kaisers, mit einem großen Vorhange von einfachem grünen Taffet, welcher mit einem vergoldeten kupfernen Ringe an der Decke befestigt war. Auf dem Bette lagen zwei Matratzen, eine von Pferdehaaren, zwei Pfühle, unter dem Kopfe und zu Füßen, aber kein Kopfkissen: zwei Decken, eine weißbaumwollene und eine grüntaffetne, wattirt und gesteppt; unter dem Bette stand ohne weitere Umstände ein weißer porzellainener Nachttopf mit goldenem Rande. An der Seite zwei ganz

einfache Feldstühle. Vor dem Fenster waren kleine grüntaffetne Vorhänge. Das Zimmer war mit Tapeten auf rothem Grunde, mit Zacken und etrurischer Einfassung, ausgeschlagen.

Der Schlafstube gegenüber lag ein Zimmer, in welchem ein Fernrohr, welches 12000 Franken gekostet hatte, aufgestellt war. Dieses Instrument hatte ungefähr 4 Fuß Länge und einen im Durchmesser, es stand auf einem drei Fuß hohen Gestelle von Acajouholz, und der Kasten, worin es aufbewahrt wurde, hatte beinahe die Gestalt eines Pianoforte. Ebendaselbst befand sich auf zwei Taburets ein viereckiges, mit grünem Leder beschlagenes Kästchen, worin drei vollständige Kleidungen und Wäsche lagen. Dies war die Feldgarderobe des Kaisers, außer einem, mit weißem Atlas gefütterten und sehr abgenutzten Hut zum Abwechseln. Weil der Kaiser sehr empfindlich am Kopfe war, mochte er nicht gern neue Hüte tragen, sondern behielt die gebrauchten so lange als möglich.

Im mittlern Theile der kaiserlichen Lagerhütte waren 3 Zimmer. Ein Saal, ein Vorzimmer und ein großer Speisesaal, der durch einen, mit dem früher beschriebenen parallellaufenden Gang mit den Küchen in Verbindung stand. Außerhalb der Hütte und nach den Küchen zu, befand sich eine kleine strohbedeckte Bude, zum Waschen und zum Scheuern der Gefäße.

Die Baracke des Admiral Bruix war ganz eben so, nur in kleinerem Maßstabe eingerichtet.

An der Seite derselben war der Semaphor, eine Art Seetelegraph, nach dessen Signalen die Flotte manoeuvrirte. Etwas weiter davon stand La Tour d'ordre, eine furchtbare Batterie mit 6 Mörsern, 6 Haubitzen und 12 Vierundzwanzigpfündern. Diese sechs Mörser, vom größten Kaliber, waren 16 Zoll dick, trugen 45 Pfund Pulver in der Kammer, und schossen 700 Pfund schwere Bomben 1500 Klaftern hoch in die Luft und anderthalb Stunden weit zur See. Jede Bombe kostete dem Staat 300 Franken. Um diese schrecklichen Maschinen anzuzünden, gebrauchte man 12 Fuß lange Lanzen, und der Kanonier stellte sich so breit als möglich, mit dem Kopfe zwischen den Beinen, den er erst nach der Abfeuerung wieder hob. Der Kaiser wollte selbst die erste Bombe werfen.

9 *

Rechts von dieser Batterie befand sich die Lagerhütte des Marschall Soult, die, einer Hütte der Wilden ähnlich, bis auf die Erde mit Stroh bedeckt, von oben mit Fenstern, und mit einer Thüre versehen war, durch die man in die gleichsam eingegrabenen Behältnisse hinabstieg. Das Hauptgemach war rund, es stand darin ein großer Arbeitstisch mit einer grünen Decke, und kleine lederne Feldstühle.

Die letzte Lagerhütte bewohnte der Marineminister Decres; sie war ganz wie die des Marschall Soult.

Der Kaiser konnte von seiner Hütte aus alle Seemanoeuver übersehen und die Aussicht war so weit, daß das Schloß von Dover nebst der Besatzung, so zu sagen, unter den Augen Seiner Majestät lag.

Das rechts gelegene, auf dem steilen Felsufer errichtete Lager theilte sich in mehrere Gassen, welche nach ausgezeichneten Generälen benannt waren. Dieses Ufer war mit Batterien von Boulogne bis Ambleteuse besetzt; das heißt in einer Strecke von mehr als 2 Stunden.

Um von Boulogne hinein zu gelangen, gab es nur einen Weg von der Straße des Vieillards aus über das Felsufer, zwischen den Baracken des Kaisers und der Herren Bruix, Soult und Decres. Wenn der Kaiser zur Ebbezeit hinunter an das Meeresufer wollte, mußte er einen großen Umweg machen, worüber er sich eines Tages sehr beklagte. Der Seepräfect von Boulogne, Hr. Bonnefoux, hörte dieses und befragte den Ingenieur der Kriegskommunikationen, Sordi, ob sich dem nicht abhelfen ließe. Dieser antwortete, es sei allerdings möglich, einen direkten Weg von der kaiserlichen Baracke bis an das Ufer anzulegen, aber bei der bedeutenden Höhe des Felsens müßte der Weg, um nicht zu schroff zu werden, im Zickzack gebaut werden. „Machen Sie es, wie Sie es meinen," erwiederte der Kaiser, „wenn ich nur nach drei Tagen hinunter steigen kann." Der geschickte Ingenieur legte sogleich Hand ans Werk und innerhalb drei Tagen und drei Nächten war ein Weg aus Steinen, die mit eisernen Krampen an einander befestigt waren, fertig. Der Kaiser war über solchen Fleiß und Geschicklichkeit entzückt und ließ Sordi für die nächste Verthei-

lung von Ehrenkreuzen aufschreiben; ich weiß aber nicht, durch welche Nachlässigkeit er dabei vergessen worden ist.

Im Hafen von Boulogne lagen an 1700 Schiffe, Kähne, Kanonierschaluppen, Caics, Prahmen und Bombardierfahrzeuge. Die Einfahrt des Hafens war durch eine ungeheuere Kette und vier Forts (zwei zur rechten und zwei zur linken Hand) vertheidigt.

Das Fort Musoir zur Linken hatte 3 furchtbare Batterien über einander: in der ersten Reihe 24 Pfünder, in den beiden andern 36 Pfünder. Rechts, diesem gegenüber, lag das Fort Pont de Halage und hinter diesem ein alter Thurm, La tour Croi, mit vortrefflichen Batterien besetzt. Links, ungefähr eine Viertelstunde vom Fort Musoir, war das Fort la Creche, weit in die See hinaus, aus gehauenen Steinen erbaut. Endlich rechts, diesem gegenüber das Fort en Bois, wundervoll befestigt und von einer weiten Oeffnung durchschnitten, die zur Ebbezeit sichtbar wurde.

Auf dem linken Felsenufer, ungefähr eben so hoch wie das andere, lag das Lager zur Linken. Dort war die Lagerhütte des Prinzen Joseph, der damals Oberst vom 4ten Linienregiment war, sie hatte ein Strohdach. Unter diesem Lager und dem Felsenufer ließ der Kaiser ein Bassin graben, wozu ein Theil der Truppen benutzt wurde.

In diesem Bassin mühte sich eines Tages ein junger Gardist, der bis an die Knie im Schlamme stand, mit aller Macht ab, seinen noch tiefer als er selbst eingesunkenen Schubkarren herauszuziehen; da ihm dies nicht gelingen wollte und der Schweiß an ihm herablief, fing er wie ein erboster Grenadier an zu fluchen und zu schimpfen. Plötzlich erhob er die Augen und erblickte den Kaiser durch die Arbeiter gehn, um im linken Lager seinen Bruder Joseph zu besuchen. Nun sah er ihn mit flehender Miene an und sang in fast rührendem Tone: „Eilt, eilt zur Hülfe mir herbei *)!" Der Kaiser mußte lächeln und winkte dem Soldaten, zu ihm zu kommen, was dieser that, nachdem er sich mühsam aus dem Schlamme heraufgezogen hatte. — „Unter welchem Regiment stehst Du?" — „Sire, unter dem ersten Garderegi-

*) Aus einem sehr beliebten Liede. A. d. Ueb.

ment.“ — „Wie lange dienst Du?“ — „So lange Sie Kaiser sind, Sire.“ — „Wetter! Das ist nicht lange . . . . ist nicht lange genug, um Dich zum Officier zu machen; nicht wahr? Führe Dich nur gut auf und Du sollst Feldwebel werden. Darauf folgt, wenn Du willst, das Kreuz und auf dem ersten Schlachtfelde die Epaulettes. Bist Du zufrieden?“ — „Ja, Sire.“ — „General Major,“ fuhr der Kaiser zum General Berthier fort, „merken Sie sich den Namen des jungen Mannes auf, und lassen Sie ihm 300 Franken zur Reinigung seiner Beinkleider und Ausbesserung des Karren auszahlen.“ So ging er weiter, vom Jubel der Soldaten begleitet.

Im Innern des Hafens war eine hölzerne Brücke, die Dienstbrücke (pont de service) genannt. Hinter derselben waren die Pulvermagazine, welche ungeheure Vorräthe enthielten. Zur Nachtzeit konnte keiner über diese Brücke hinein, ohne der zweiten Schildwache die Parole zu sagen, denn die erste ließ jeden durch; umgekehrt war es beim Hinausgehen. Wenn die auf die Brücke gelangte Person das Losungswort nicht wußte oder vergessen hatte, so wies die zweite Wache sie zurück, und die erste hatte den ausdrücklichen Befehl, den Unvorsichtigen mit dem Bayonett niederzustoßen, welcher, ohne dem Anrufen der Schildwachen antworten zu können, diesen gefährlichen Weg wagte. Dieser strengen Vorsicht bedurfte es bei der Nähe der Pulvermagazine, welche ein Funken mit Stadt, Flotte und Lager in die Luft sprengen konnte.

Der Hafen wurde bei Nacht mit einer großen Kette gesperrt, und auf den Kaien waren alle 15 Schritte Schildwachen aufgestellt. Jede Viertelstunde riefen sie: „Schildwachen habt Acht!“ Und die Seesoldaten in den Mastkörben antworteten mit schleppendem, traurigen Tone: „Gute Wacht!“ Nichts eintönigeres und schreckenhafteres giebt es, als dieses beständige Murmeln und einstimmige Heulen, was sie so schrecklich als möglich herauszustoßen sich bemühten.

Die nicht in Boulogne ansäßigen Frauen, durften sich, ohne besondere Erlaubniß des Polizeiministers, daselbst nicht aufhalten. Diese Maaßregel war wegen des Heeres nöthig, sonst hätte jeder Soldat ein Mädchen hinkommen lassen, und Gott weiß, welche

Unordnung daraus entstanden wäre. Im Ganzen nahm man Fremde nur mit vielen Schwierigkeiten in die Stadt auf.

Unerachtet dieser Vorsichtsmaßregeln schlichen sich täglich Spione von der englischen Flotte ein. Wurden sie entdeckt, so konnten sie nicht auf Gnade rechnen, und dennoch kamen jeden Abend Kundschafter, die, man wußte nicht wo, anlandeten, ins Theater, und trieben ihre Unverschämtheit so weit, ihre Meinungen über die Schauspieler und Schauspielerinnen, welche sie bei Namen nannten, aufzuschreiben, und diese Zettel an den Wänden anzuschlagen. So verhöhnten sie die Polizei. Man fand eines Tages am Ufer 2 kleine, mit getheerter Leinwand überzogene Kähne, welche gewiß diesen Herren zu ihren heimlichen Streifereien dienten.

Im Jahre 1804 verhaftete man 8 geschmackvoll (in weißseidene Strümpfe u. s. w.) gekleidete Engländer. Sie hatten Schwefelapparate zur Anzündung der Flotte bei sich, weshalb man sie ohne weiteres Verfahren nach einer Stunde niederschoß.

In Boulogne selbst gab es Verräther. Ein Schulmeister, Agent der Lords Keith und Melville, wurde eines Morgens, da er mit den Armen telegraphische Zeichen machte, auf dem Felsufer des rechter Hand gelegenen Lagers festgehalten. Als ihn die Schildwachen anhielten, behauptete er schuldlos zu seyn und suchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben. Aber man untersuchte seine Papiere und fand darunter einen Briefwechsel mit den Engländern, der seine Verrätherei deutlich erwies. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und am andern Morgen erschossen.

Eines Abends, zwischen 11 und 12 Uhr, näherte sich ein Brander, der wie ein französisches Fahrzeug ausgerüstet war, französische Flagge führte und ganz einer Kanonierschaluppe glich, der Querlinie und fuhr durch. Man hatte unverzeihlicher Weise unterlassen die Hafenkette vorzuziehen. Diesem Brander folgte ein zweiter, der nebst einer Schaluppe, an die er sich anhängte, in die Luft flog. Die Explosion brachte die französische Flotte in Aufruhr; sogleich war überall Licht, und man sah bei dem Scheine desselben mit unaussprechlicher Angst den ersten Brander sich den Hafendämmen nähern. Drei oder vier mit Tauen an einander ge-

bundene Stücke Holz hielten glücklicherweise seinen Lauf auf. Er flog mit solchen Lärmen auf, daß alle Fensterscheiben in der Stadt zersprangen, und eine Menge Einwohner, die wegen Mangel an Betten auf Tischen schliefen, wurden herabgeworfen und aufgeweckt, ohne daß sie sich die Ursache erklären konnten. In 10 Minuten war alles auf den Beinen; man meinte, die Engländer wären im Hafen; alles lärmte und schrie, daß einer den andern nicht verstehen konnte. Es mußten Ausrufer mit einem Trommler durch die Stadt ziehen, um die Einwohner zu beruhigen und das Vorübergehn der Gefahr bekannt zu machen.

Am andern Morgen machte man Lieder auf diesen nächtlichen Schrecken, welche bald in Aller Munde waren. Eines habe ich aufbewahrt, das am längsten von den Soldaten gesungen wurde: ich will es hieher setzen.

Lang schon hatte Engeland
Das am Berg *) ein Vorbild fand,
Unheilsvolle Todesnoth
Unserm Lande zugedroht.
Zwanzig Ungeheuer **) bringt es
In der Mitternacht zur Welt;
Pitt gesteht: ich bin ihr Vater;
Und für wahr es Jeder hält.

Bald ist in der stillen Nacht
Von Melville ***) zur See gebracht
Dieser Ungeheuer Wuth,
Die Boulogne bedrohen thut.
Und Lord Keith, als gute Amme,
Birget sie in seinem Schoos,
Als die Fluth ihm günstig worden,
Dann läßt er die Kinder los.

---

*) Der Berg (la montagne) die blutdürstigsten Konventsmitglieder. A. d. Ueb.

**) Zwanzig Brander sollten die Flotte zerstören.

***) Die Lords Melville und Keith befehligten das englische Geschwader.

Der Franzose, nie zur Ruh,
Horchet diesem Lärmen zu:
Denn es fiel ihm gar nicht ein,
Solchen Feinden nah zu seyn.
Seines schützenden Gestirnes
Glanz stellt sich den Augen dar:
Wie das Feuer ihn umstrahlet,
Strahlet auf ihn die Gefahr.

Und zu nähern sich erfrecht
Unsrer Flotte dies Geschlecht:
Es vergeht mit viel Rumor,
Großer Schaden fällt nicht vor.
Aber welche Spuren blieben
Nun von seinem Muthe nach?
Einige Scheiben die zersprangen,
Und des Unternehmers Schmach.

Unserm Muth spielst, armer Pitt,
Du von deinem Ufer mit,
Wo sich nie, so glaubst du fest,
Ein Franzose blicken läßt.
Du berechnest die Entfernung
Und der Schiff und Bürger Zahl,
Doch du wirst bei Frankreichs Truppen
Rechnen müssen noch einmal.

In Schaluppen gar geschwind,
Führet lenksam uns der Wind
Bis an eure Küsten fort,
Weil ihr bleiben müßt im Port:
Kämpft ihr nur mit gleichen Waffen,
Dann merkt ihr, daß unser Heer
Gegen euch, die Höll'nmaschine
Auf der Schulter, zieht einher.

Ein anderer, sehr verschiedenartiger Schrecken, setzte Boulogne im Herbste 1804 in die schrecklichste Verwirrung. Gegen 8 Uhr Abends fing ein Kamin auf der rechten Seite des Hafens zu brennen an. Die Helle des Feuers strahlte durch die Masten der Flotte und erschreckte den Kommandanten eines gegenüber liegenden Postens. Damals waren alle Schiffe voll Pulver und Schießbedarf. Der arme Befehlshaber verlor den Verstand; er schrie: „Kinder die Flotte brennt,“ und ließ sogleich die Lärmtrommel rühren. Diese Schreckensnachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle. In weniger als einer halben Stunde strömten mehr als 60000 Menschen auf die Kaien, von allen Thürmen ertönte die Lärmglocke, die Forts schossen Lärmsignale, und Trommeln und Trompeten machten in den Straßen einen Höllenlärmen.

Der Kaiser war im Hauptquartier, als der Schreckensruf: „die Flotte brennt,“ zu seinen Ohren kam. „Das ist unmöglich!“ sagte er, doch machten wir uns sofort auf.

In der Stadt bot sich ein furchtbarer Anblick dar. Verweinte Frauen hatten ihre Kinder auf den Armen und liefen wie besessen, laut aufschreiend umher; die Männer verließen die Häuser, trugen alle Kostbarkeiten fort, stießen sich und fielen in der Dunkelheit über einander weg. Ueberall hörte man: „Rette sich, wer da kann! Wir springen in die Luft, wir sind insgesammt verloren!“ Dabei erschallten Flüche, Gotteslästerungen und Klagen, daß einem die Haare zu Berge stehen mußten.

Die Adjutanten des Kaisers und des Marschall Soult sprengten überall hin, wo sie durchkonnten, hielten die Trommler an und fragten sie: „Warum schlagt Ihr Generalmarsch? Wer hat Euch befohlen, Generalmarsch zu schlagen?“ — „Wir wissen es nicht,“ antworteten diese: trommelten dann weiter, der Lärmen nahm zu, die Menge stürzte nach den Thoren, von einer Angst ergriffen, welche ein augenblickliches Nachdenken verscheuchen konnte. Aber unglücklicherweise gestattet die Angst kein Nachdenken.

Allerdings muß man gestehn, daß eine beträchtliche Anzahl Einwohner, minder furchtsam, ruhig im Hause blieb, denn sie wußten, daß bei einem wirklichen Brande der Flotte keine Zeit zum Schreien übrig bleiben konnte. Diese bemühten sich die un-

ruhige Menge zu besänftigen. Madame F....., die liebenswürdige Frau eines Uhrmachers, machte in der Küche ihr Abendessen zurecht, als ein Nachbar ganz verstört eintritt und spricht: „Retten Sie sich, Madame, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren!“ — „Was ist denn?“ — „Die Flotte steht in Brand.“ — „Ach was!“ — „Fliehen Sie doch, ich sage, die Flotte brennt.“ Dabei faßte sie der Nachbar am Arme und zog sie mit Gewalt fort. Sie hielt gerade eine Pfanne in der Hand, in der sie Krapfen bereitete. „Nehmen Sie sich in Acht! Mein Gebackenes verbrennt mir,“ sagte sie lachend, und einige Worte, halb im Ernste und halb im Scherze vermochten den armen Mann zu beruhigen, der zuletzt über sich selbst spottete.

Endlich legte sich der Aufruhr, und auf den großen Lärmen folgte tiefe Stille; keine Explosion wurde gehört. Es war also ein leerer Lärm. Jeder ging nach Hause, und dachte nicht mehr an den Brand, wohl aber an etwas Anderes mit Angst. Die Diebe konnten die Abwesenheit der Bewohner benutzt haben, um die Häuser zu plündern. — Glücklicherweise hatte jedoch nichts dergleichen statt gefunden.

Am andern Morgen wurde der arme Kommandant, welcher sich und Andere zu so ungelegener Zeit in Unruhe versetzt hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt. Er hatte keine bösen Absichten, aber das Gesetz war streng und bestimmt. Er wurde zum Tode verurtheilt, aber von den Richtern der Gnade des Kaisers empfohlen, welcher ihn begnadigte.

Siebzehntes Kapitel.

Vertheilung von Kreuzen der Ehrenlegion im Lager von Boulogne. — Der Prinz Joseph, als Oberst. — Militärische Feste. — Der Marineminister fällt ins Wasser. — Der Ball.

Von den im Lager bei Boulogne zusammengezogenen Truppen hatten viele Tapfere in den letzten Feldzügen das Kreuz der Ehrenlegion sich verdient. Der Kaiser wollte mit der Vertheilung derselben eine Feier verbinden, die dem Andenken Aller unvergeßlich bliebe. Er wählte dazu den Tag nach seinem Geburtstag, den 16. August 1804. Etwas Herrlicheres als diese Feier ist nie gesehen worden und wird wohl auch nie wieder gesehen werden.

Um sechs Uhr Morgens rückten 80,000 Mann, divisionsweise, die Trommeln und klingendes Spiel an ihrer Spitze, aus den vier Lagern auf die Ebene bei der Hubertusmühle, welche auf dem Felsenufer über dem rechten Lager hinaus lag. Auf ihr war, mit der Kehrseite nach dem Meere zu, ein ohngefähr 15 Fuß über dem Boden erhöhetes Gerüste erbaut worden, auf welches drei Treppen, in der Mitte und an beiden Seiten, alle drei mit prächtigen Teppichen belegt, führten. Auf diesem Amphitheater, das ohngefähr 40 Quadratfuß hatte, erhoben sich drei Auftritte. Auf dem mittelsten stand der Sessel des Kaisers mit Siegeszeichen und Fahnen geschmückt; auf dem linker Hand befanden sich Sessel für die Brüder des Kaisers und die Großwürdenträger; auf dem rechter Hand stand ein antiker Dreifuß, auf dem ein Helm, der Helm Duguesclins, glaube ich, lag, voll Ehrenkreuze und Ordensbänder. Neben den Dreifuß hatte man einen Sessel für den Erzkanzler hingestellt.

Ungefähr dreihundert Schritte vom Throne stieg fast kreisförmig die Ebene sanft aufwärts; auf diesem Abhange stellten sich die Truppen im Halbkreis auf. Rechts vom Throne waren, auf einer Anhöhe 60 bis 80 Zelte aus den Flaggen der Flotte, aufgeschlagen. Diese Zelte, die für die Damen aus Boulogne er=

richtet worden waren, brachten einen entzückenden Eindruck hervor; sie waren so weit vom Throne entfernt, daß die daselbst versammelten Zuschauer sich der Augengläser bedienen mußten. Zwischen diesen Zelten und dem Throne war eine Abtheilung der kaiserlichen Garde zu Pferde in Schlachtordnung aufgestellt.

Das Wetter war wunderschön, kein Wölkchen war am Himmel zu erblicken; die englischen Kreuzer waren verschwunden und nur die herrlich mit Fahnen geschmückten Schiffe, welche in Linie am Eingang des Hafens aufgestellt waren, erblickte man auf der See.

Um 10 Uhr Morgens verkündete eine Artilleriesalve den Auszug des Kaisers. Er verließ die Baracke von mehr als 80 Generälen und 200 Adjutanten begleitet, die ganze Dienerschaft folgte. Der Kaiser trug die Uniform eines General-Obersten von der Garde zu Fuß. Er sprengte im scharfen Galopp bis an die Stufen des Throns unter allgemeinem Jubel und dem furchtbarsten Lärmen, den nur Trommeln, Trompeten und Kanonen zusammen machen können.

Seine Majestät bestieg den Thron, von seinen Brüdern und den Großwürdenträgern gefolgt. Als er sich gesetzt hatte, ließ sich ein Jeder nieder und die Vertheilung der Kreuze geschah folgendergestalt: ein Adjutant des Kaisers rief die Krieger, welche mit dem Kreuze geschmückt werden sollten, auf. Diese traten vor, blieben am Fuße des Throns stehen, salutirten und stiegen dann die Treppe rechter Hand hinauf. Der Erzkanzler empfing sie und überreichte ihnen ihr Patent. Zwei Pagen, welche zwischen dem Dreifuße und dem Kaiser standen, nahmen den Orden aus dem Helme von Duguesclin und überreichten ihn dem Kaiser, welcher ihn selbst dem Krieger an die Brust heftete. Nun wirbelten mehr als 800 Trommeln, und wenn der mit dem Orden geschmückte Soldat die Treppe links herabstieg und am prachtvollen Generalstabe des Kaisers vorbei ging, verkündete ein Tusch von mehr als 1200 Musikern die Rückkehr des in die Ehrenlegion Aufgenommenen zu seiner Kompagnie. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß der Ruf: es lebe der Kaiser! zweimal bei jeder Austheilung erschallte.

Die Austheilung begann um 10 Uhr und endigte ungefähr um 3 Uhr. Dann sah man die Adjutanten durch die Divisionen sprengen, eine Artilleriesalve wurde abgefeuert und 80,000 Mann marschirten in geschlossenen Reihen bis ungefähr 25 bis 30 Schritt an den Thron heran. Die tiefste Stille folgte dem Lärmen der Trommeln und nachdem der Kaiser seine Befehle ertheilt hatte, manoeuvrirten die Truppen beinahe eine Stunde. Hierauf zog jede Abtheilung am Throne vorbei ins Lager zurück, wobei jeder Anführer im Vorüberziehn die Degenspitze senkte. Man bemerkte den neuen Obersten vom 4. Linienregimente, Prinzen Joseph, welcher sich mehr freundlich, als militärisch verbeugte. Der Kaiser unterdrückte durch ein Runzeln der Stirne die strengen Bemerkungen, welche sich seine alten Kriegsgenossen darüber erlauben wollten. Diesen finstern Blick ausgenommen, war das Gesicht des Kaisers niemals huldvoller als an diesem Tage.

Als die Truppen vorbeizogen, wurde der Wind, der schon einige Stunden lang heftig geweht hatte, ganz furchtbar. Ein Ordonnanzofficier brachte Seiner Majestät die Nachricht, daß drei bis vier Kanonenböte gescheitert wären. Sogleich verließ der Kaiser, im Gefolge einiger Marschälle, im Galopp die Ebene nnd ritt an die Meeresküste. Die Mannschaft der Böte wurde gerettet und der Kaiser kehrte nach Pont des Briques zurück.

Diese große Armee konnte erst um 8 Uhr Abends ihr Lager wieder beziehen.

Am andern Morgen gab das linker Hand gelegene Lager ein militärisches Fest, dem der Kaiser beiwohnte.

Von frühmorgens an fuhren Kähne auf Walzen mit vollen Segeln durch die Gassen des Lagers und ein günstiger Wind trieb sie vorwärts. Die Officiere machten sich das Vergnügen, im Galopp nachzureiten, erreichten sie aber selten. Diese Uebung dauerte an zwei Stunden; denn da sich der Wind gedreht hatte, warfen die Kähne unter lautem Gelächter um.

Hierauf fand ein Wettrennen zu Pferde Statt, als Preis für den Sieger waren 1200 Franken bestimmt. Ein von seiner Kompagnie sehr geachteter Dragonerlieutenant bat um die Erlaubniß, Theil daran nehmen zu dürfen. Aber die stolze Versammlung der Oberofficiere wollte ihn nicht zulassen, unter dem Vorwande, daß

sein Grad nicht hoch genug sei, eigentlich aber, weil er für einen ausgezeichneten Reiter galt. Der Officier wandte sich in seiner Entrüstung über diese ungerechte Weigerung an den Kaiser, der ihm die Erlaubniß dazu ertheilte, nachdem er durch Erkundigungen erfahren hatte, daß diesem tapfern Officier allein die Erhaltung einer zahlreichen Familie obläge und sein Betragen untadelhaft sei.

Nachdem das Signal gegeben war, eilten die Renner vorwärts. Der Dragonerlieutenant kam bald seinen Gegnern zuvor; er war dem Ziele nahe, als ein Pudel sich zwischen die Beine seines Pferdes warf, und dieses stürzte. Ein Adjutant, der gleich nach ihm kam, wurde als Sieger ausgerufen. Der Lieutenant stand endlich auf und wollte sich eben ganz niedergeschlagen, obschon einigermaßen getröstet durch die Zeichen von Theilnahme der Zuschauer, entfernen, als der Kaiser ihn rufen ließ und ihm sagte: „Sie verdienen den Preis, Sie sollen ihn haben.... Ich ernenne Sie zum Rittmeister.“ Dann wandte er sich an den Großmarschall des Pallastes: „Lassen Sie dem Rittmeister (der Name ist mir entfallen) 1200 Franken auszahlen.“ Nun schrie Alles: Es lebe der Kaiser, und wünschte dem neuen Rittmeister Glück zu seinem glücklichen Sturze.

Am Abend war ein Feuerwerk, das man an der Küste Englands sehen konnte. 30,000 Soldaten führten alle Arten von Manoeuvres vermittelst Raketen, die sie aus ihren Flinten schossen, aus. Diese Raketen stiegen bis zu einer unglaublichen Höhe. Das Büschel, welches das Reichswappen vorstellte, war so schön, daß Boulogne, die Umgegend und die ganze Küste wohl fünf Minuten lang wie bei vollem Tageslichte erhellet waren.

Einige Tage nach diesen Festlichkeiten, als der Kaiser von einem Lager zum andern ritt, war ein Marinesoldat, der auf ihn lauerte, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, aus Furcht, daß seine Supplik durch den in Strömen herabfallenden Regen verdorben werden könnte, genöthigt, hinter einer einzelnen Baracke am Ufer, worin man Tauwerk aufbewahrte, Schutz zu suchen. Bis auf die Haut durchnäßt wartete er lange, ehe er den Kaiser vom linken Lager sehr scharf herabreiten sah. Eben als der Kaiser im Galopp bei der Baracke vorbeisprengte, tritt plötzlich der

lauernde Seemann aus seinem Schlupfwinkel hervor und wirft sich, in der Stellung eines ausfallenden Fechters, dem Kaiser in den Weg und hält ihm seine Bittschrift entgegen. Das Pferd des Kaisers machte einen Satz und blieb, erschreckt über die plötzliche Erscheinung, stehen. Der Kaiser, einen Augenblick ganz erschrocken, auf dem Marinesoldaten einen mißbilligenden Blick zu, und setzte, ohne die ihm so seltsam dargebotene Bittschrift anzunehmen, seinen Weg fort.

Ich glaube an demselben Tag fiel der Marineminister, Herr Decres, zum großen Vergnügen des Kaisers, unglücklicher Weise ins Meer. Man hatte, um den Kaiser vom Kai in eine Kanonierschaluppe steigen zu lassen, ein bloßes Bret vom Bord des Fahrzeuges auf den Kai gelegt; er ging oder sprang vielmehr über die leichte Brücke und wurde von einem Marinesoldaten von der Garde aufgefangen. Decres, der weit beleibter und ungeschickter als der Kaiser war, ging vorsichtig auf das Bret, welches er zu seinem Schrecken sich unter den Füßen biegen fühlte; in der Mitte brach es unter seiner Last und der Minister fiel zwischen dem Kai und der Schaluppe ins Wasser. Seine Majestät sah sich beim Geräusche, das der Fall des Ministers machte, um und sagte, indem er sich über die Schaluppe herauslegte: „Was? Unser Marineminister ist hineingefallen? Wie kann das möglich seyn?“ dabei lachte er aus vollem Halse. Indessen mühten sich zwei oder drei Matrosen, Herrn Decres aus der Noth zu helfen, welcher mit vieler Mühe und in einem traurigen Zustande in die Schaluppe hineingezogen wurde; er spie Wasser aus Nase, Mund und Ohren und schämte sich seines Unfalls, der ihn durch die Spötterei des Kaisers noch unangenehmer wurde.

Gegen das Ende unsers Aufenthalts gaben die Generäle den Damen der Stadt einen großen, prachtvollen Ball, an dem der Kaiser Theil nahm.

Man hatte dazu einen Saal aus Holzwerk erbaut und ihn mit Guirlanden, Fahnen und Trophäen geschmackvoll ausgeschmückt. Die Generäle ernannten ihren Kollegen Bertrand zum Ceremonienmeister und den General Bisson zum Speisemeister, zu welchem Amt er sich ganz vorzüglich eignete, da er das größte Leckermaul im Lager war, dem sein ungeheurer Bauch oft

auf dem Marsche beschwerlich fiel. Sein Mittagsessen, zu dem er nicht weniger als 6 bis 8 Flaschen Wein bedurfte, nahm er nie allein ein, weil ihm das Essen, wenn er nicht dabei plaudern konnte, zur größten Qual wurde. Gewöhnlich lud er seine Adjutanten dazu ein, welche er, sicher aus Schelmerei, immer unter den magersten und schmächtigsten Officieren der Armee auswählte. Hiernach wurde aber auch die Anordnung der Tafel seiner würdig.

Das Orchester bestand aus den Musikchören von 20 Regimentern, welche nach der Reihe spielten. Nur beim Anfange des Balls führten sie zusammen einen Triumphmarsch aus, während die höchst geschmackvoll gekleideten Adjutanten die eingeladenen Damen empfingen und ihnen Blumensträußer überreichten.

Um zu diesem Balle zugelassen zu werden, mußte man wenigstens Kommandant seyn. Einen unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährte die Menge von Uniformen, von denen eine die andre überstrahlte. Die 50 bis 60 Generäle, welche den Ball gaben, hatten sich überaus reichgestickte Kleider von Paris kommen lassen und die Gruppe, die sich um den Kaiser bei dessen Eintritte bildete, funkelte von Gold und Diamanten. Dieser blieb eine Stunde bei dem Feste und tanzte eine Boulangere mit Madame Bertrand; er trug die Uniform eines Generalobersten der Garde zu Pferde.

Die Frau Marschallin Soult war die Königin des Balls; sie trug ein schwarzsammtnes, mit den, unter dem Namen Rheinkiesel bekannten Diamanten besätes Kleid.

Um Mitternacht trug man ein herrliches Abendessen auf, wofür der General Bisson gesorgt hatte, das heißt, wo es an nichts fehlte.

Die Damen von Boulogne geriethen über dieses Fest in großes Staunen, weil sie nie etwas Aehnliches gesehen hatten. Bei Tische steckten einige ihre Beutel voll Näschereien und Zuckerwerk; sie hätten, glaube ich, gern den Saal, die Musiker und Tänzer auch mitgenommen. Mehr als einen Monat sprachen sie von nichts Anderem.

Ungefähr zu dieser Zeit ritt der Kaiser einmal in der Nähe seiner Baracke, als ein hübsches weißgekleidetes Mädchen von 15 bis 16 Jahren heftig weinend sich ihm zu Füßen warf. Der Kaiser stieg sogleich ab, hob sie auf, und befragte sie gnädig, was er

für sie thun könne. Das arme Mädchen bat für ihren Vater, einen Proviantverwalter, der wegen schwerer Betrügereien zu den Galeeren verurtheilt war. Seine Majestät konnte so vielen Reizen und der Jugend nicht widerstehen und begnadigte.

Achtzehntes Kapitel.

Beliebtheit des Kaisers in Boulogne. — Der Admiral Bruix. — Gespräch zweier Matrosen. — Abreise des Kaisers. — Bezahlung der Rechnungen.

Der Kaiser hatte sich wie überall, so auch in Boulogne, durch seine Mäßigung, Gerechtigkeit und edle Dankbarkeit, womit er sich für die geringsten Dienstleistungen erkenntlich bewies, beliebt gemacht. Alle Einwohner der Stadt, alle Bauern aus der Umgegend hätten sich für ihn umbringen lassen. Man erzählte sich die kleinsten, auf ihn bezüglichen Vorfälle. Nur einmal erregte sein Benehmen Mißfallen und er war ungerecht. Man tadelte ihn allgemein, denn seine Ungerechtigkeit stiftete zu großes Unglück. Ich will dieses traurige Ereigniß, von dem ich nirgends einen treuen Bericht gelesen habe, erzählen.

Eines Morgens, als der Kaiser zu Pferde stieg, äußerte er, über die Flotte Musterung halten zu wollen, und befahl, daß die Schiffe, welche die Querlinie am Eingange des Hafens bildeten, ihre Stellung verlassen sollten, weil er die Revue auf offener See zu halten gesonnen sey. Er machte mit Roustan seinen gewöhnlichen Spazierritt und sprach den Wunsch aus, bei seiner Zurückkunft zu einer bestimmten Stunde alles bereit zu finden. Alle wußten, der Wunsch des Kaisers sey ein Befehl, deshalb theilte man ihn in seiner Abwesenheit dem Admiral Bruix mit, der mit unbeweglicher Kaltblütigkeit erwiederte, daß es ihm leid thäte, aber die Revue könne an dem Tage nicht Statt finden. Deshalb regte sich kein Schiff.

Der Kaiser fragte nach seiner Rückkehr, ob alles bereit sey; man hinterbrachte ihm die Antwort des Admirals. Er ließ sie sich zweimal wiederholen, weil er diesen Ton nicht gewohnt war, stampfte heftig mit dem Fuße, und ließ den Admiral herbeirufen, der sich sogleich zu ihm verfügte.

Der Admiral kam dem Kaiser nicht schnell genug, und so traf er ihn auf halbem Wege von seiner Baracke, der Generalstab folgte ihm und reihte sich stillschweigend um ihn, dessen Augen Blitze sprühten.

„Herr Admiral," sprach der Kaiser mit erhöhter Stimme, „warum haben Sie meine Befehle nicht ausführen lassen?"

„Sire," erwiederte der Admiral Bruix mit ehrfurchtsvoller Entschlossenheit, „ein furchtbarer Sturm ist im Anzuge. Ew. Majestät können die Anzeichen desselben so gut sehen wie ich. Wollen Sie das Leben so vieler tapfrer Leute nutzlos der Gefahr aussetzen?" — Wirklich rechtfertigte die Schwere der Luft und das dumpfe Rollen in der Ferne die Furcht des Admirals nur zu sehr. Der Kaiser fuhr immer gereizter fort: „Ich habe befohlen, nochmals, warum haben Sie die Befehle nicht ausgeführt? Die Folgen kümmern mich allein. Gehorchen Sie!" — „Sire, ich kann nicht gehorchen!" — „Herr, Sie sind unverschämt!" Dabei näherte sich der Kaiser, der seine Reitgerte noch in der Hand hielt, mit drohender Bewegung dem Admiral; dieser trat einen Schritt zurück, legte die Hand an den Degen und sagte erbleichend: „Sire, nehmen Sie sich in Acht!" Alle Umstehenden erstarrten vor Schrecken. Der Kaiser heftete eine Weile unbeweglich, mit erhobener Hand, die Blicke auf den Admiral, der seinerseits in seiner drohenden Stellung verharrte. Endlich warf der Kaiser die Peitsche zur Erde, Bruix ließ den Degen los und wartete mit entblößtem Haupte und wortlos auf den Ausgang dieses furchtbaren Auftritts.

„Herr Contreadmiral Magon," sagte der Kaiser, „Sie lassen sogleich die Schiffe die von mir befohlne Stellung einnehmen. Sie, mein Herr!" fuhr er, den Admiral Bruix scharf anblickend fort, „Sie verlassen Boulogne binnen 24 Stunden und ziehen sich nach Holland zurück. Gehen Sie." Seine Majestät entfernte

sich gleich darauf: einige wenige Officiere drückten beim Fortgehen die ihnen vom Admiral dargebotene Hand.

Unterdessen machte die Flotte die vom Kaiser anbefohlene Bewegung. Kaum waren die ersten Stellungen eingenommen, als die See ein Schreckbild wurde. Der mit schwarzen Wolken umzogene Himmel ward von Blitzen durchschnitten, der Donner rollte unaufhörlich und der Wind zerriß alle Reihen. Endlich traf das vom Admiral Vorhergesehene ein und das schrecklichste Ungewitter zerstreute die Schiffe dergestalt, daß man an ihrer Rettung verzweifeln mußte. Der Kaiser, in ängstlicher Besorgniß, ging mit gesenktem Haupte und verschlungenen Armen am Ufer umher, als ein furchtbares Geschrei erschallte. Mehr als 20 Kanonierschaluppen mit Soldaten und Matrosen wurden an die Küste geschleudert und die Unglücklichen, welche gegen die rasenden Wellen kämpften, riefen um Hülfe, die ihnen keiner bringen konnte. Tief ergriffen von diesem Anblicke und das Herz von den Klagen der Volksmenge zerrissen, welche sich beim Sturme auf dem Felsufer und an der Küste versammelt hatte, wollte der Kaiser, als er seine Generäle und Officiere schaudern sah, ein Beispiel der Aufopferung geben. Unerachtet aller Versuche, ihn zurückzuhalten, warf er sich in eine Rettungsbarke und rief: „Laßt mich, laßt mich, sie müssen gerettet werden." Gleich war die Barke voll Wasser. Die Wogen stürzten darüber weg und der Kaiser ward von ihnen ganz überschwemmt. Eine starke Welle hätte ihn beinahe über Bord fortgerissen, sein Hut ging verloren. Von solchem Muthe angefeuert, versuchten Officiere, Soldaten, Matrosen und Bürger, theils schwimmend, theils auf Schaluppen, Hülfe zu bringen. Aber man konnte leider nur eine sehr kleine Anzahl von der Mannschaft der Kanonierböte retten, und am andern Morgen warf die See über 200 Leichname mit dem Hute des Siegers von Marengo ans Land.

Diesem Morgen folgte für Boulogne und das Lager ein Tag der Trauer. Jeder lief an das Ufer und suchte besorgt unter den von den Wogen aufgethürmten Leichnamen. Der Kaiser beseufzte dieses große Unglück, das er seiner Hartnäckigkeit allein zuschreiben mußte. Unterhändler zogen auf seinen Befehl durch Stadt

und Lager und beruhigten durch Gold das laut zu werden drohende Murren.

An dem Tage sah ich einen Trommler von der Mannschaft der gescheiterten Schaluppen auf seiner Trommel ans Land schwimmen, als ob sie ein Floß wäre, aber das Bein war ihm zerbrochen. Er hatte über 12 Stunden in dieser schrecklichen Lage zugebracht.

Um nun meine Erzählung vom Lager zu Boulogne zu beschließen, will ich nur noch erwähnen, was eigentlich erst im August 1805, nach der Rückkehr des Kaisers von seiner Reise und der Krönung in Italien vorfiel.

Soldaten und Matrosen brannten vor Ungeduld, nach England hinüber zu schiffen; der so ersehnte Augenblick kam immer nicht. Jeden Abend sagten sie: Morgen ist guter Wind, es kommt Nebel, wir fahren ab, und mit der Hoffnung legten sie sich nieder; allein am folgenden Morgen war heiteres Wetter oder es regnete.

Als eines Abends ein günstiger Wind wehte, hörte ich zwei Matrosen sich so auf dem Kai über ihre Ansichten und Hoffnungen unterhalten: „Der Kaiser thäte Recht, morgen früh abzusegeln," meinte der Eine, „es wird gewiß niemals besseres Wetter, wir haben sicherlich Nebel." — „Ach was," sagte der Andre; „der denkt nicht daran; es sind nun schon über 14 Tage, daß die Flotte nicht von der Stelle gewichen ist. Er will nicht sobald absegeln." — „Und doch ist alle Munition an Bord; auf einen Pfiff könnten Alle auslaufen." Man stellte die Nachtwachen auf, und die Unterhaltung der alten Seewölfe mußte enden, aber ich merkte sehr bald, daß ihre Erfahrung sie nicht getäuscht hatte. Wirklich zog um 3 Uhr Morgens ein feiner Nebel über die etwas hohlgehende See, der Wind vom vorigen Abend fing an zu wehen. Bei Tagesanbruch wurde der Nebel so dicht, daß den Engländern der Anblick der Flotte entzogen wurde. Ueberall herrschte tiefes Stillschweigen. Kein feindliches Segel war während der Nacht signalisirt worden und alles begünstigte die Abfahrt, wie die Matrosen gesagt hatten.

Um 5 Uhr Morgens gab man vom Semaphor Signale. In einem Nu waren die Matrosen auf, der Hafen erschallte von Freudengeschrei; der Befehl zur Abfahrt war gegeben! Indeß man die Segel aufzog, wurde der Generalmarsch in den vier Lagern

geschlagen. Nun griff das ganze Heer zu den Waffen, zog schnell zur Stadt hinab, und traute kaum seinen Ohren. Alle Tapfern sagten: „Wir sollen also fort: endlich können wir mit diesen — von Engländern ein paar Wörtchen sprechen!“ Ihre Freude äußerte sich durch Geschrei, das nach einem Trommelwirbel aufhörte. Die Einschiffung geschah in tiefster Stille und in unbeschreiblich schöner Ordnung. Um 7 Uhr waren 200,000 Soldaten an Bord und als diese herrliche Armee um Mittag mitten im Begriffe war, unter den Abschiedswünschen der ganzen, auf den Kaien und Felsenufern versammelten Stadt abzufahren, als alle Soldaten mit entblößtem Haupte den französischen Boden unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser, verlassen wollten, kam eine Depesche von der kaiserlichen Baracke, worauf die Truppen wieder ausschifften und ins Lager zurückkehrten. Eine eben dem Kaiser zugekommene telegraphische Depesche zwang ihn, seiner Armee eine andere Richtung zu geben.

Die Soldaten kehrten traurig in ihre Quartiere zurück, einige äußerten ganz laut und energisch den unangenehmen Eindruck, den diese Verspottung auf sie gemacht hatte. Sie hatten den Erfolg des Unternehmens gegen England immer als ganz gewiß betrachtet und im Augenblicke der Abfahrt wieder anzuhalten, schien ihnen das allergrößte Unglück.

Als alles in Ordnung war, begab sich der Kaiser in das rechts gelegene Lager und hielt dort an die Truppen einen Aufruf, der in den andern Lagern bekannt gemacht und überall angeschlagen wurde. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

„Tapfere Soldaten im Lager von Boulogne!

Ihr geht nicht nach England. Das Gold der Engländer hat den Kaiser von Oesterreich verlockt, Frankreich den Krieg zu erklären. Seine Armee hat die Linie überschritten, welche sie bewachen sollte: Baiern ist eingenommen. Soldaten, neue Lorbeeren erwarten euch über dem Rhein; laßt uns die schon einmal besiegten Feinde wieder besiegen.“

Mit einstimmigem Beifalle wurde diese Proclamation aufgenommen; aller Stirne entrunzelte sich. Diesen unerschrockenen Kriegern galt es gleich, ob sie gegen England oder Oesterreich ge-

führt wurden, sie dürsteten nach Schlachten; verkündete man ihnen Krieg, so waren ihre Wünsche befriedigt.

So verschwanden alle so lange gereiften, so klug berechnet Pläne einer Landung in England. Es ist jetzt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß dieses Unternehmen mit der Zeit und Ausdauer einen günstigen Erfolg gehabt haben würde; aber es sollte nicht so kommen.

Einige Regimenter blieben in Boulogne; indeß ihre Kameraden die Oesterreicher niederschmetterten, errichteten sie am Ufer eine Säule zum Andenken an Napoleon und dessen unsterbliche Armee.

Gleich nach der eben erwähnten Bekanntmachung befahl der Kaiser, die Anstalten zu seiner nahen Abreise zu treffen. Der Großmarschall des Pallastes wurde beauftragt, alle Ausgaben zu ordnen und zu bezahlen, welche der Kaiser während seines mehrmaligen Aufenthalts gemacht hatte oder hatte machen lassen, wobei er nach seiner Gewohnheit anempfahl, nichts zu viel oder zu theuer zu bezahlen. Der Kaiser war für sich selbst überaus sparsam und fürchtete sich 20 Franken ohne wirklich nützlichen Zweck auszugeben.

Unter vielen Rechnungen erhielt der Großmarschall des Pallastes auch eine vom Ingenieur der Militärkommunikationen, Sordi, welcher die innere und äußere Ausschmückung der kaiserlichen Baracke zu besorgen gehabt hatte; sie belief sich auf 50,000 Franken. Der Großmarschall erstaunte über diese ungeheure Summe; er wollte die Rechnung an Herrn Sordi nicht berichtigen und entließ ihn, weil er erst den Befehl des Kaisers dazu einholen wollte.

Der Ingenieur ging mit der Versicherung, durchaus nichts übertheuert und genau seine Instruktion befolgt zu haben, und bei der Lage der Dinge nicht das Mindeste ablassen zu können.

Am andern Morgen erhielt Sordi den Befehl, sich zu Seiner Majestät zu verfügen.

Der Kaiser befand sich in der Baracke, dem Gegenstande der Differenz; er hatte nicht die Rechnung des Ingenieurs, sondern eine Charte vor sich, auf welcher er den künftigen Marsch seiner Armee verfolgte. Sordi wurde vom General Caffarelli

eingeführt und da die Thüre offen stehen blieb, konnte dieser, so wie ich, die Unterhaltung anhören. „Mein Herr,“ sagte der Kaiser, „Sie haben zu viel Geld für die Ausschmückung dieser elenden Baracke ausgegeben; ja, viel zu viel.... funfzig tausend Franken! Wohin denken Sie? Das ist ja entsetzlich. Ich werde Ihnen nichts bezahlen lassen.“ Der durch diese schroffe Anrede erschreckte Ingenieur wußte erst keine Antwort zu finden. Glücklicherweise warf der Kaiser wieder den Blick auf die aufgerollte Charte; so konnte er sich fassen und antworten: „Sire, die goldenen Wolken an der Decke Ihres Zimmers (die Unterredung fand im Berathungszimmer Statt), welche den Stern Ew. Majestät umgeben, haben wirklich 20,000 Franken gekostet. Hätte ich aber das Herz Ihrer Unterthanen befragt, so würde der kaiserliche Adler, welcher von neuem die Feinde Frankreichs und Ihres Throns niederblitzen wird, seine Flügel mitten in den seltensten Diamanten ausgebreitet haben.“ — „Alles ganz gut,“ erwiederte der Kaiser lachend, „aber jetzt bekommen Sie kein Geld, und weil dieser so theure Adler, wie Sie meinen, die Oesterreicher niederblitzen wird, so warten Sie bis dahin: ich lasse Ihnen dann die Rechnung in Reichsthalern und preußischen Friedrichd'ors auszahlen.“ Drauf nahm er seinen Zirkel und ließ die Armee weiter marschieren.

Wirklich wurde die Rechnung des Ingenieur erst nach der Schlacht bei Austerlitz bezahlt, und zwar, den Worten des Kaisers gemäß, in Reichsthalern und Friedrichsd'ors.

Neunzehntes Kapitel.

Reise nach Belgien. — Erzählung der Madame *. — Josephine. — Herr von Talleyrand. — Ankunft des Kaisers. — Dessen Benehmen. — Die erste Verliebte in ihn. — Murat.**

Gegen Ende August reiste der Kaiser von Boulogne ab, um eine Reise durch Belgien zu machen und mit der Kaiserin, welche sich nach Aachen begeben hatte, zusammen zu treffen. Ueberall, wo er hinkam, wurde er nicht nur mit den bei gekrönten Häuptern gebräuchlichen Ehrenbezeugungen, sondern auch mit einem Jubel empfangen, der mehr seiner Person, als seiner Macht galt. Alle Festlichkeiten auf der Reise und alles, was sich sonst Merkwürdiges während derselben ereignete, will ich übergehen, denn diese Einzelnheiten findet man überall und ich mag nur das selbst von mir Gesehene oder doch das Allen und Jedem nicht Bekannte erwähnen. Genug also, wenn ich sage, daß wir gleichsam im Triumph durch Arras, Valenciennes, Bergen, Brüssel :c. zogen. An den Stadtthoren überreichten die Municipalräthe Seiner Majestät den Ehrentrunk und die Schlüssel der Stadt. Einige Tage verweilte er in Lacken und da ich nur fünf Stunden von Alost, einer kleinen Stadt, in welcher Verwandte von mir wohnten, war, so bat ich den Kaiser um einen eintägigen Urlaub, den er mir, obgleich ungern gestattete. Alost bewies, wie alle andern belgischen Städte zu der Zeit, die größte Anhänglichkeit an den Kaiser, so daß ich kaum einen Augenblick für mich selbst hatte. Ich war bei einem meiner Freunde, Hrn. D... abgestiegen, dessen Familie lange die höchsten Aemter bei der belgischen Regierung bekleidete. Dort besuchte mich beinahe die ganze Stadt, doch war ich nicht so eitel, mir die ganze Ehre dieses Eifers zuzuschreiben. Man wollte die kleinsten Details in Bezug auf den großen Mann, in dessen Diensten ich war, wissen; deshalb wurde ich herrlich bewirthet und meine 24 Stunden vergingen zu schnell. Bei meiner Wiederkehr befragte mich der Kaiser genau über die Stadt Alost,

deren Einwohner, und was man über seine Regierung und ihn selbst dächte. Ich konnte ihm ohne Schmeichelei antworten, er würde dort angebetet. Er schien zufrieden und sprach huldreich über meine Familie und meine Privatangelegenheiten mit mir. Am andern Morgen reisten wir von Lacken durch Alost. Hätte ich dies am Abende zuvor gewußt, so wäre ich vielleicht einige Stunden länger geblieben, doch hatte mir der Kaiser so ungern Urlaub auf einen Tag gegeben, daß ich wahrscheinlich auch nicht länger geblieben wäre, selbst wenn ich die Durchreise hätte zum Voraus wissen können.

Lacken gefiel dem Kaiser; er ordnete manche Verbesserungen und Verschönerungen an, wodurch dieser Pallast ein reizender Aufenthalt wurde.

Die Reise Ihrer Majestäten währte beinahe ein Vierteljahr. Wir kehrten nach Paris oder vielmehr nach St. Cloud erst im Oktober zurück. Der Kaiser hatte in Köln und Koblenz den Besuch mehrerer deutscher Fürsten und Fürstinnen erhalten, doch da ich von diesen Zusammenkünften nur durch Hörensagen weiß, so wollte ich sie mit Stillschweigen übergehen, als mir ein Manuscript in die Hände fiel, dessen Verfasserin alle mir nicht zugängliche Einzelnheiten kannte. Dieses merkwürdige Tagebuch ist auf folgende Weise in meinen Besitz gekommen:

Eine Dame der Kaiserin Josephine scheint sich ein Tagebuch über alles im Innern des Pallastes und der kaiserlichen Familie Vorgefallene gehalten zu haben. Diese Erinnerungen, unter denen sich manche nicht geschmeichelte Portraits befanden, wurden dem Kaiser vorgelegt, wahrscheinlich, wie man zur Zeit muthmaßte, durch die Unbesonnenheit oder Treulosigkeit einer Kammerfrau.

Ihre Majestäten waren in den Memoiren der Madame *** sehr hart, und wie mich dünkt, sehr ungerecht behandelt, deshalb zürnte der Kaiser heftig und die Verfasserin erhielt ihren Abschied. Als der Kaiser diese Manuscripte in seiner Schlafstube zu St. Cloud las, vergaß der Secretär, welcher alle Papiere aus den Kabinet Seiner Majestät mitzunehmen pflegte, ein kleines Heft, das ich bei der Badewanne des Kaisers auf der Erde fand. Dieses Heft war eine Beschreibung der Reise nach

Aachen, welche offenbar zu den Memoiren der Madame *** gehörte. Da wir eben nach Paris abreisen wollten, und diese unbeachtet liegen gelassenen und nicht zurück geforderten Papiere, mir ohne großen Werth zu seyn schienen, so warf ich sie oben auf einen Schrank des Kabinets, der nur sehr selten aufgemacht wurde und dachte nicht mehr daran. Das scheint auch kein Anderer gethan zu haben, denn als ich zwei Jahre später in allen Winkeln der Schlafstube nach einer verlegten Sache suchte, fielen meine Augen auf das ganz bestäubte Manuscript der Madame ***. Der Kaiser dachte damals nicht mehr an jene Geschichte aus dem Jahre 1805 und ich mochte ihn nicht unangenehme Erinnerungen erwecken. Da ich aber in diesem Berichte manche piquante Details über die Rückreise Ihrer Majestäten von Aachen fand, so hielt ich es für nicht zu unbescheiden, ihn mitzunehmen, und man wird hoffentlich nicht unwillig sein, denselben hier beigefügt zu finden. Doch protestire ich im Voraus gegen jede Deutung, als ob ich durchaus für die Meinungen der Madame *** einstehen wollte. Sie gehörte zu denen, welche, durch sich selbst oder durch Familienbande zur alten Regierung gehörig, Stellen am kaiserlichen Hofe anzunehmen oder gar darum sich zu bewerben für gut hielten, ohne ihrem Vorurtheil und Haß gegen denselben zu entsagen. Dieser Haß hat die Verfasserin der Reise mehr als einmal zu unbilligen Uebertreibungen in Bezug auf Ihre Majestäten verleitet und die mir ungenau scheinenden Urtheile habe ich in einigen Anmerkungen zu beantworten gesucht. Ihre Aeußerungen über die deutschen Fürsten und andre Personen beweisen, daß sie geistreich, obgleich ein wenig allzu spöttisch war.

Tagebuch
auf der Reise nach Mainz.

Erste Abtheilung.

Paris, den 1. Juli 1804.

Gestern habe ich in St. Cloud als Pallastdame der Kaiserin, zu gleicher Zeit mit Herrn von Aubusson als Kammerherrn meinen Eid geleistet. Frau de la Rochefoucault war allein bei diesem Akt gegenwärtig, welcher im blauen Zimmer auf eine höchst belustigende Art statt fand. Josephine zeigte sich dabei sehr gütig, sie hatte Hrn. v. Aubusson schon früher gekannt und es schien ihr sehr spaßhaft, ihre Bekanntschaft so zu erneuern, daß er ihr als Kaiserin den Eid leistete. Sie sprach sehr frei und passend von ihrer Erhöhung. Sie hat uns mit höchst liebenswürdiger Naivetät gesagt, daß ihr das Sitzen überaus mißfiel, wenn Damen, welche früher ihres Gleichen oder gar über sie gestellt gewesen, zu ihr kämen; sie sollte sich in diese Etiquette fügen, aber es wäre ihr unmöglich. Frau de la Rochefoucault, welche sich lange um die Annahme einer Stelle als Ehrendame bitten ließ und sie nur aus Zuneigung zu Josephinen annahm, giebt sich unendliche Mühe, die ganze Vorstadt St. Germain an den Hof zu ziehen. Sie hat auch Hrn. von Aubusson dazu bewogen, der gern als Oberst gedient hätte; er war erstaunt anstatt eines Regiments die Kammerherrnschlüssel zu erhalten. Ganz Paris nimmt Antheil an der Anordnung des Hausstandes Ihrer Majestäten, täglich hört man von Familien des alten Hofes, die beim neuen Anstellungen erhalten. Die Verlegenheit mit der man seine Bekannten anredet, ist höchst spaßhaft, man kann sich mit seiner Ernennung nicht rühmen, weil man nicht weiß, ob sie nicht auch

eine erhalten haben; erfährt man dies endlich, so ist man entzückt. Es ist dann eine Waffe mehr in dem Bündel gegen die schlechten Witze der Vorstadt St. Germain.

den 8. Juli 1804.

Frau de la Rochefoucault hat mir heute Morgen einen sehr komischen Vorfall erzählt. Sie kam von einem Besuch bei Frau von Balby zurück, welche, entzückt ihr einen Stich geben zu können, zu ihr sagte: „Eben geht Frau von Bouilley fort, ich habe ihr gesagt, man denke ihr öffentlich die Stelle einer Pallastdame zu, aber sie hat sich tapfer gewehrt, um zu beweisen, daß man ihr Unrecht thue." Frau de la Rochefoucault hatte gerade den Brief bei sich, worin Frau von Bouilley um diese Stelle anhielt und gab daher zur Antwort: „Ich weiß nicht, warum Frau von Bouilley dies thut, denn hier ist ihr Anhaltungsschreiben und ihre Ernennung."

den 14. Juli 1804.

Welch ein ermüdender Tag! Wir versammelten uns gegen 11 Uhr im Schlosse, um die Kaiserin in die Kirche der Invaliden zu begleiten und der Austheilung der Orden der Ehrenlegion beizuwohnen.

Wir haben den Kaiser, auf einer seinem Throne gegenüber errichteten Tribune, 1900 Ritter empfangen sehen. Diese Feierlichkeit erhielt eine augenblickliche Unterbrechung durch das Hinzutreten eines Mannes aus dem Volke in einer einfachen Jacke, der sich auf die Stufen des Throns stellte. Napoleon hielt erstaunt inne, man befragte den Mann, der sein Patent vorwies und die Umarmung nebst dem Orden erhielt. Der Zug ging denselben Weg, durch die große Allee der Tuilerien, zurück; es ist dies das erste mal, daß Bonaparte durch den Garten fuhr. Er trat in den Gemächern der Kaiserin Josephine an das Fenster, dort erblickten ihn einige Kinder von der Terasse aus und schrieen: Es lebe der Kaiser! Er zog sich mit offenbar übler Laune zurück, und sagte: „Ich habe die schlechteste Wohnung von allen Herrschern Europas; niemals hat man das Volk dem Pallaste so nahe kommen lassen." Wäre ich wie Napoleon in die Tuilerien ge-

kommen, so hätte ich wahrlich für angemessener gehalten, die Wohnung nicht schlecht zu nennen.

Ich weiß nicht, ob dieser Anfall von übler Laune lange anhielt, aber als er in unseren Kreis trat, näherte er sich der Frau de la Vallette, trat ihr mit dem Fuß *) auf den Saum ihres Kleides und sagte: „Pfui, Madame, welch ein Kleid, welch ein Besatz! das ist ein ganz schlechter Geschmack!" Frau de la Vallette schien etwas außer Fassung.

Am Abende stellten wir uns auf den Balcon des mittlern Pavillons, um das Gartenkonzert zu hören. Kurz darauf fiel es dem Kaiser ein, die Bildsäulen im Louvre bei Beleuchtung zu besehn. Herr Denon, welcher anwesend war, erhielt seinen Befehl, die Bedienten trugen Fackeln, wir gingen durch die große Gallerie in die Antikensäle hinunter. Indem Napoleon durch dieselben ging, blieb er lange Zeit vor einer Büste Alexanders stehn: er machte uns mit einem ungezwungenen Benehmen darauf aufmerksam, daß dieser Kopf nothwendig wegen seiner Dicke schlecht seyn müsse, indem Alexander weit kleiner als er gewesen sei. Er legte den Hauptnachdruck auf die Worte: weit kleiner. Ich hörte diese Worte aus der Ferne, als ich näher trat, wiederholte er sie. Er schien freudig, uns mittheilen zu können, er sey größer als Alexander. Ach, wie klein erschien er mir in diesem Augenblicke!

Am 15. Juli 1804.

Heute Abend war ich in einer Familie, in welche die Fürstin Dolgoruki, nach einem Besuche in den Tuilerien kam. Man befragte sie um ihre Ansicht über den Hof und sie erwiederte: „Es ist wohl eine große Macht, aber kein Hof."

Paris, den —sten August 1804.

Morgen reist der Kaiser ab, die Flottille in Boulogne zu besichtigen, und die Kaiserin geht in die Bäder nach Aachen. Ich soll sie begleiten.

---

*) Dieser Fußtritt gleicht den vorgeblichen Mißhandlungen des Kaisers gegen seine Dienerschaft, die man ihm zum Vorwurfe gemacht hat. Herr Constant hat diese lächerliche Beschuldigung anderswo beantwortet. Anmerk. d. Herausg.

Rheims, den —sten Juli 1804.

Heute Morgen ging die Kaiserin vor der Abreise von St. Cloud durch 2 Säle, um einem der unteren Bedienten einen Befehl zu ertheilen. Herr von Harville, ihr Oberstallmeister kam ganz bestürzt herzu, um ihr ehrfurchtsvoll vorzustellen, daß Ihre Majestät die Würde des Throns bloß stelle, und sie alle Befehle durch ihn ertheilen müsse. „Nun mein Herr," antwortete Josephine heiter, „diese Etiquette ist für Fürstinnen, die auf dem Throne geboren und an den aufgelegten Zwang gewöhnt sind; mir, die ich so viele Jahre im Privatstande zu leben das Glück gehabt habe, vergönnen Sie, mitunter ohne Dollmetscher meine Befehle zu geben." Der Oberstallmeister verbeugte sich und wir reisten ab.

Sedan, den 30. Juli 1804.

Heute Morgen fand ich Josephinen mit Durchlesen eines langen geschriebenen Blattes sehr beschäftigt, und ich gerieth in ein nicht geringes Erstaunen, als ich sah, daß sie ihre Lection lernte. Auf ihrer Reise nämlich ist alles zuvorbestimmt und vorausgesehn. Man weiß, daß die und die Behörde sie an dem und dem Orte anreden wird, Allen hat sie anders zu antworten, Alles ist festgesetzt, sogar ihre Geschenke. Mitunter hat sie ihre Lection vergessen, und wenn dann ihre Antwort nicht gerade passend ist, so ist sie wenigstens immer so gütig und freundschaftlich, daß man zufrieden seyn muß.

Lüttich, den 1. August 1804.

Ich hatte Angst, wir würden hier nie eintreffen. Der Kaiser hat uns unsern Weg auf der Charte vorgezeichnet, ohne zu wissen, ob eine projektirte Straße durch den Ardennenwald schon vollendet sey; man hat die Umspannung nach seinen Befehlen eingerichtet und wir haben uns oft nahe daran befunden, die Wagen zu zerbrechen. An mehreren Stellen mußte man sie mit Stricken halten. Niemanden ist noch eingefallen, Frauenzimmer wie Dragonerofficiere reisen zu lassen.

Aachen, den 7. August 1804.

Die Kaiserin ist in dem neuerdings vom Kaiser angekauften Hause eines Hrn. v. Jacoby abgestiegen, das man uns als sehr angenehm geschildert hatte, zu unserem Erstaunen aber haben wir ein elendes Häuschen gefunden. Der Präfekt wollte, daß Josephine sogleich in die Präfektur zöge, aber sie unterwirft sich so ganz dem Willen Bonapartes, daß sie dies ohne sein Wissen nicht thun wollte. Er sucht die Einwohner der vereinigten Departements zu begünstigen und an Frankreich zu ketten, deshalb hat er das Haus von Herrn von Jacoby um den vierfachen Werth gekauft.

Aachen, im August 1804.

Diesen Morgen hatte Josephine bei dem Durchlesen des Journals: der Publicist, die unangenehme Ueberraschung, in dem Berichte ihrer Reise ihren Abschied von der Frau des Maire von Rheims, bei dem sie auf ihrer Durchreise durch diese Stadt gewohnt hatte, aufgenommen und gedruckt zu sehn. Wenn man ohne Aufmerksamkeit spricht, geschieht es bisweilen, daß man, ohne daran zu denken, etwas wider den gesunden Menschenverstand sagt, aber findet man es gedruckt wieder, so weiß man beim Nachdenken es zu würdigen. Diesmal bedarf es keines Urtheils. Bei der Abfahrt von Rheims überreichte die Kaiserin der Frau des Maire ein Medaillon von grünem Malachit mit Diamanten besetzt, umarmte sie und sprach: „Dies ist die Farbe der Hoffnung.“ Die Hoffnung hatte hier nichts zu schaffen, das war eine Albernheit. Ich war dabei, hörte und bemerkte es, aber ich habe mich wohl gehütet, heute Morgen daran zu denken. Josephine war betrübt darüber, sie versicherte fest, nichts dergleichen gesagt zu haben; es wäre grausam gewesen, ihr zu widersprechen. Der Geheimsecretär schlug ihr vor, diese Worte im Journal für falsch erklären zu lassen. Sie dachte einen Augenblick darüber nach, aber mag es ihr eingefallen seyn, daß die Worte wirklich von ihr gesprochen worden oder befürchtete sie einen, von Bonaparte vielleicht zu mißbilligenden Schritt zu thun, kurz, sie schrieb diesem blos, daß sie eine solche Albernheit nicht gesagt habe; sie habe erst dieselbe für falsch erklären lassen wollen, aber dann nichts ohne seinen Be-

fehl zu thun beschlossen. Es ist ein Kourier nach Boulogne abgegangen *).

Aachen, den 11. Agust 1804.

Unser hiesiges Leben ist langweilig und einförmig. Mit Ausnahme einer täglichen Spazierfahrt in der Umgegend der Stadt, gleicht ein Tag dem anderen. Die Truppe von Picard ist hiehergekommen und wird während des Aufenthalts der Kaiserin hierbleiben. Jeden Abend gähnen wir im Theater; das Repertoire von Picard wird am Ende schrecklich ermüdend. Man findet allerdings mitunter Geist, einige recht gute komische Scenen, aber da die Menschen immer aus den niedrigsten Bürgerklassen gewählt sind, so verläßt man nie die Postkutsche oder die Straße St. Denis. Einen Tag kann einem die Rauheit dieses Tons Vergnügen machen, aber bald wird es lästig, immer sich so weit von sich selbst zu finden.

Am 11. August 1804.

Da die Kaiserin heute Abend das Theater nicht besuchte, und Jemand einer Ansicht von Paris en relief Erwähnung that, wünschte sie dieselbe zu sehn. „Da es ein herrlicher Abend ist," sagte sie, „so könnten wir ja wohl zu Fuße gehn?" Es war etwas Neues, man wollte schnell hin. Herr v. Harville, der beständige Vertheidiger der Etiquette, gerieth in Verzweiflung; er wollte seine Meinung sagen, aber da waren wir schon fort. Er hatte aber sehr recht und die Folgen dieses Scherzes haben es bewiesen. Da die Straßen Abends sehr leer sind, so trafen wir unterwegs fast keinen Menschen, doch indeß wir die Ansicht beschauten, verbreitete sich das Gerücht von unserem nächtlichen Spaziergange, und wie wir unsern Rückweg antraten, waren alle Fenster erleuchtet und das ganze Volk auf den Straßen. Wir bildeten einen merkwürdigen Zug. Die Herren, den Hut unter

*) Der Kaiser entschied, den Zeitungsschreiber einen Verweis zu geben, und von der Zeit an durfte keine Antwort Ihrer Majestäten gedruckt werden, die nicht vorher im Moniteur gestanden hatte.
Anmerk. d. Herausg.

dem Arme und den Degen an der Seite, reichten uns den Arm und bemühten sich, uns durch die Volksmenge durchzuhelfen, die sich um uns drängte und deren Lumpen grell gegen unsere Federn, Diamanten und Schleppkleider abstachen. Endlich erreichten wir das Präfekturgebäude. Die Kaiserin sah nun ihre Unbesonnenheit ein und gestand es offen.

Am 13. August 1804.

Heute Abend hieß es, der Kaiser werde bald eintreffen, das wird in unsern gewöhnlichen, höchst einförmigen Kreis etwas Leben und Abwechselung bringen. Er besteht jetzt aus der liebenswürdigen Frau de la Rochefoucault, 4 Pallastdamen, dem Oberstallmeister, 2 Kammerherren, dem Stallmeister, dem Geheimsecretär Hrn. Deschamps, dem Präfekten mit seiner Familie und 2 oder 3 Generälen, welche geborne Deutsche, wahrhafte Karikaturen zu Frauen haben. Dazu kommt noch die sehr liebenswürdige Frau von Semonville, Gemahlin des französischen Gesandten in Holland, die in erster Ehe mit Hrn. v. Montholon vermählt war. Sie hat 2 Söhne und 2 Töchter, wovon eine die Frau v. Spare ist; die andere war früher mit den General Joubert, jetzt ist sie mit dem General Macdonald vermählt. Diese junge Frau liegt auf den Tod, und ist hieher gekommen das Bad zu gebrauchen; ihre Mutter, die Frau v. Semonville hat sie der Pflege halber begleitet, doch fürchte ich, daß diese vergeblich seyn wird. So genießen wir selten die Gesellschaft der Frau von Semonville, die ihre Tochter fast nie verläßt.

Aachen, den 14. August 1804.

Heute Morgen bin ich ziemlich lange allein mit Josephinen gewesen, die mit einer Vertraulichkeit mit mir sprach, durch welche ich mich geschmeichelt fühlen würde, wenn ich nicht täglich bemerkte, daß ihr diese Hingebung Natur und Bedürfniß sey. Vielleicht beurtheile ich ihren Charakter zu voreilig, denn ich kenne sie nur kurze Zeit, doch glaube ich mich nicht in ihr zu irren. Sie ist ganz wie ein 10jähriges Kind. Sie ist so gut und leichtsinnig wie ein solches, nimmt lebhaften Antheil, weint und tröstet sich gleich wieder. Man könnte von ihrem Geiste sagen, was

Moliere von der Rechtschaffenheit eines Menschen sagt: „Er ist gerade so rechtlich, daß er nicht gehangen werden kann;“ sie hat gerade genug Verstand, um nicht dumm zu sein. Sie ist unwissend, wie im Allgemeinen alle Kreolinnen, und alles oder fast alles, was sie weiß, hat sie durch ihren Umgang gelernt; da sie aber immer in guter Gesellschaft gelebt hat, so hat sie ein feines Benehmen, Anmuth und ein Schwatzen, welches in der Welt oft für Geist gilt, angenommen. Die Vorfälle in ihrer Umgebung sind die Gewebe, auf welchen sie stickt und ordnet und worüber sie sich unterhält. Sie hat täglich eine Viertelstunde Geist. Was mir an ihr reizend vorkommt, ist ihr Mißtrauen gegen sich selbst, welches in ihrer Stellung ein großes Verdienst ist. Wenn sie in ihrer Nähe Personen von Geist oder Urtheil findet, so befrägt sie diese mit liebenswürdiger Herzlichkeit und Naivetät. Ihr Charakter ist sanft und gleichmüthig; man muß sie lieben. Ich glaube, daß ihr das Bedürfniß, ihr Herz zu öffnen, alle Gedanken, so wie alle Vorfälle zwischen ihr und dem Kaiser mitzutheilen, ihr viel von dessen Zutrauen entzieht. Sie beklagt sich darüber, es nicht zu besitzen, und sagte mir heute, daß sie ihn in den vielen Jahren ihres Zusammenlebens niemals einen Augenblick hingebend gefunden habe, daß, wenn er mitunter Vertrauen schenke, dies nur, um das des Anderen zu gewinnen, geschehe, daß er aber nie ganz seine Gedanken enthülle. Sie sagte er sey sehr abergläubisch, er habe einmal bei der Armee von Italien in der Tasche das Glas über ihr Portrait zerbrochen und sey verzweifelt gewesen, weil er dies für ein Anzeigen ihres Todes gehalten: erst die Rückkehr des eben deshalb abgeschickten Kouriers habe ihn beruhigt *).

Diese Unterhaltung führte Josephinen auf die seltsame Prophezeihung, welche sie bei ihrer Abreise von Martinique erhielt. Eine Art von Zigeunerin sagte zu ihr: „Sie seegeln nach Frankreich, um zu heirathen, Ihre Ehe wird nicht glücklich seyn, Ihr Mann nimmt ein trauriges Ende; Sie selbst sind zu der Zeit in großer Gefahr, aus der Sie jedoch siegreich hervortreten; Sie sind zum ruhmvollsten Loose erkohren und ohne Königin zu seyn,

*) Zu der Zeit war der Kaiser noch in Josephinen verliebt.
Anmerk. der Madame ***.

werden Sie mehr als Königin." Damals in der Jugend achtete sie wenig auf diese Prophezeihung, sie fiel ihr erst wieder bei der Guillotinirung des Hrn. von Beauharnais ein. Sie erwähnte sie gegen einige Frauen, welche unter dem Schreckensreiche mit ihr verhaftet waren und nun sah sie die Prophezeihung ganz erfüllt. Der Zusammenhang zwischen der Wahrsagung und ihrem Schicksale ist ein sonderbarer Zufall.

Am 15. August 1804.

Josephine hat heute Morgen auf der Spazierfahrt die gestern mit mir begonnene Unterhaltung fortgesetzt. Ich war allein mit ihr im Wagen. Sie hat mir von Hrn. v. Talleyrand erzählt, der sie, ihrer Meinung nach, haßt, und bloß weil er sie so ganz falsch behandelt hat. Ach, es ist nur zu wahr, daß der Beleidigende niemals verzeiht. Diese Worte sind mit großer Schrift in der Geschichte des menschlichen Herzens zu lesen. Der Beleidigte kann vergessen, nicht aber der Schuldbewußte. Während Bonaparte sich in Aegypten befand, und man ihn für verloren hielt, betrug sich Hr. v. Talleyrand, der stets der Obergewalt diente, bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet artig gegen Madame Bonaparte. Eines Tages speiste er mit ihr bei Barras, wo auch Madame Tallien anwesend war, eine Frau, welche durch ihre Schönheit ausgezeichnet, damals besonders viel Einfluß auf Barras gehabt haben soll. Herr v. Talleyrand, der neben ihr und Madame Bonaparte saß, legte so viel Anmuth in sein Betragen gegen Madame Tallien, und so wenig Höflichkeit in das gegen Mad. Bonaparte, daß sie, die ihn als den feinsten Hofmann kannte, aus seinem unartigen Benehmen auf des Generals Bonaparte Tod schloß, denn wenn Hr. v. Talleyrand geglaubt hätte, daß letzterer nach Frankreich zurückkehren würde, so hätte er gefürchtet, daß Bonaparte sich für das rücksichtslose Betragen gegen seine Frau, während seiner Abwesenheit, an ihm rächen würde. Dieser Gedanke und die verletzte Eigenliebe brachte sie dahin, daß sie weinend von Tische aufstand. Herr von Talleyrand, der diesen Vorfall nicht vergessen hat, und Josephinens Rachlust und Macht fürchtet, hat alles was nur in seinen Kräften stand versucht, Napoleon zu einer Scheidung von ihr und zu

einer Ehe mit der Prinzessin Wilhelmine von Baden zu bewegen; er hat mit der ganzen Gewandtheit seines Geistes die Unterstützung von Seiten Rußlands und Baierns geltend gemacht, deren Verwandter Bonaparte durch diese Heirath würde, so wie die Nothwendigkeit, seine Herrschaft durch die Aussicht auf Nachkommen fester zu gründen. Napoleon schwankte, aber er widerstand und Josephine ist in der Hinsicht nicht mehr besorgt *).

Obgleich nicht sehr geistreich, ist sie doch recht gewandt; sie wußte die abergläubige Schwäche des Kaisers zu benutzen und sagte mitunter zu ihm: „Man spricht von Deinem Sterne, aber meiner hat Einfluß auf den Deinen; mir ist ein hohes Geschick vorausgesagt worden.“ Dieser Gedanke hat vielleicht mehr, als man glaubt, zum Scheitern der Pläne des Hrn. von Talleyrand und zur festern Knüpfung der Bande, welche dieser zerreißen wollte, beigetragen **).

Josephine erzählte mir eine ziemlich interessante Anecdote. Frau von Stael schrieb neuerdings an den Grafen Louis von Narbonne. Da sie diesen Brief durch einen vermeintlich sicheren Boten ihm zusandte, so verhehlte sie ihre Ansichten nicht, und machte sich besonders über die Leute, welche seit der Errichtung des Kaiserreichs Hofstellen erhalten haben, lustig, fügte auch hinzu, sie hoffe niemals in der Hofliste seinen Namen neben dem dieser Leute zu finden. Der Bote trug den Brief zu Fouché, der ihn, nach Bezahlung dieser Schändlichkeit, durchlas, abschrieb, sorgfältig wieder zusiegelte und dann zu dem Mann sagte: „Richten Sie Ihren Auftrag aus; lassen Sie sich die Antwort vom Hrn. von Narbonne geben und bringen Sie sie mir,“ was dieser auch gethan hat. Der Graf erwiederte in gleichem Tone, und wir sollen nicht von ihm verschont worden seyn. Ich verzeihe ihm von ganzen Herzen, und fühle mich immer selbst versucht, über unseren

---

*) Die Folge hat ihre Täuschung bewiesen. A. v. Constant.

**) Wenn Napoleon die Ursachen seines Falls in der Vergangenheit aufsucht, so muß er, falls er seine abergläubige Schwäche behalten hat, gewiß bemerken, daß alle so lange von ihm beherrschten Ereignisse seit seiner Scheidung sich feindlich gegen ihn wendeten.
A. v. Constant.

seltsamen Verein zu lachen. Dieser Hof ist eine wahre Hanswurstjacke, die Jacke hat nun zwar alle erforderlichen Buntscheckigkeiten, aber der Hanswurst hat nicht seinen rechten Anstand *) und seine Ungelenkigkeit bildet einen auffallenden Contrast gegen die vornehmen Herren der Umgebung. Nur thut mir leid, daß den Spöttereien des Grafen seine unermüdlichen Besuche in den Gesellschaften bei Cambaceres und den Ministern widersprechen. Josephine behauptet, dieser Brief, an den Napoleon bei jeder Verbeugung des Herrn von Narbonne erinnert würde (und dieser läßt es daran nicht fehlen), werde ihnen alle Gunst entziehen und ihn niemals etwas erlangen lassen **).

Am 16. August.

Je artiger die Umgebung der Kaiserin gegen mich wird, desto weniger bleibt sie mir gut; danach muß man am Hofe den Grad der Zuneigung messen. Ich wunderte mich, seit einigen Tagen zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden zu seyn, ich wußte nicht weshalb und schrieb mir in aller Unschuld das Verdienst zu. Wie hatte mich die Eigenliebe getäuscht? Herr von ..., der süßeste und fadeste aller jetzigen und zukünftigen Hofleute, hat endlich meine Unerfahrenheit belehrt; er kam heute Morgen zehnmal ehrfurchtsvoller als sonst zu mir. Er sprach von der allgemeinen Bemerkung, wie gnädig Josephine gegen mich sey, von unsern langen Unterhaltungen, von der Aufmerksamkeit, mit welcher diese mir beim Frühstücke immer von den vor ihr stehenden Gerichten anbietet; er habe diese Auszeichnungen beson-

*) Dies ist ein neues Verbrechen, nicht den rechten Anstand eines Hanswurst zu haben. Der Kaiser benahm sich einfach und natürlich, nicht ungeschickt. Allerdings stach das gegen das unterthänige und hofmännische Benehmen der vornehmen Herren seiner Umgebung ab; er allein stand immer gerade und aufrecht, indeß diese sich bis auf die Erde krümmten. A. d. Herausg.

**) Kurz darauf wurde der Graf Narbonne Gesandter in Wien und ward immer von Bonaparte achtungsvoll behandelt. Was kümmerte diesen die Anhänglichkeit und Zuneigung seiner Staatsdiener? Diese zu erlangen war er sich nie bewußt, aber er liebte die Schmeichelei der alten Hofleute, weil sie darin gewandter waren, als die Neuen. A. v. Constant.

ders zu beobachten das Glück gehabt, aber manche seien deshalb eifersüchtig geworden. Ich lachte über den Werth, den er auf alles dies legte, und versprach mir im Stillen die Achtung, die ich durch die Laune der Kaiserin erlange, nicht meinem Verdienste zuzuschreiben.

Am 16. August.

Heute haben wir eine große Feierlichkeit in der Kirche bei der Austheilung mehrerer Orden der Ehrenlegion gehabt. Sie waren dem General Borges zugeschickt worden, welcher deren Austheilung von Josephinens Hand wünschte. Die Geistlichkeit empfing sie an der Kirchthüre. Im Chor war ein Thron für sie errichtet; alles dies hatte etwas Feierliches. Der General Borges hielt eine Rede, aber er ist mehr tapfer als beredt und kann besser fechten, als öffentlich sprechen. Er sagte in dieser Rede, daß er glücklich sey, die Tugend auf dem Throne und die Schönheit ihr zur Seite zu wissen. Wenn er auch sich nicht gerade so ausgedrückt hat, so war dies doch seine Meinung. Uns allen konnte dieses Kompliment nicht gefallen, denn der einen gab er Tugend ohne Schönheit, der Andren Schönheit ohne Tugend und wir lachten viel darüber beim Hinausgehen. Die Kaiserin sagte uns, sie sei mit der Tugend zufrieden und fragte, wem die Schönheit zugedacht wäre: Die Eigenliebe überredete eine Jede, nur sie sei gemeint, aber aus Artigkeit hat jede dieses Kompliment einer Anderen gemacht.

Aachen, den 18. August 1804.

Alles im Pallast ist in Bewegung, Bonaparte kommt morgen. Es ist zu verwundern, wenn man, in seiner Stellung, nicht beliebt ist *). Dies muß doch so leicht seyn, wenn man,

---

*) Hierin ist wenigstens ein großer Irrthum. Der Kaiser wußte sich beliebt zu machen, und war von seiner ganzen Dienerschaft geliebt; mehr als einen Beweis davon liefern meine Memoiren. Keiner seiner alten Diener wird mich hierin Lügen strafen. Die Hofleute mögen ihn nicht geliebt haben. Mit einer Macht wie die Seinige, schafft man weitmehr Undankbare als Glückliche, und die Dankbarkeit am Hofe ist zum Sprichwort geworden. Kann dies Seiner Majestät zum Vorwurfe gemacht werden? Cl. v. Constant.

um Glückliche zu machen, es nur zu wollen braucht. Aber er scheint dies nicht oft zu wollen, denn jeder, vom niedrigsten Diener bis zum ersten Beamten der Krone, fühlt eine Art Schrecken vor seiner Ankunft. Der Hof wird glänzend werden. Da die Gesandten seit der Umwandlung des Konsuls in einen Kaiser nicht wieder accreditirt worden sind, so werden sie ihm ihre Creditive überreichen. Man wird einige Tage hier bleiben, dann geht die Reise nach Köln und Koblenz, wo man sich immer einige Tage aufhalten wird, und von dort nach Mainz, wo alle Fürsten, die den Rheinbund bilden sollen, sich versammeln werden.

Am 19. August 1804.

Er ist angekommen und mit ihm das Spionirwesen; die Verdrüßlichkeiten, die immer dessen Gefolge sind, haben alle Heiterkeit aus unserm kleinen Kreise verbannt. Durch seine Ankunft haben wir erfahren, daß unter den 12 Begleitern Josephinens einer den Auftrag zu spioniren hatte. Napoleon wußte, wenn wir spazieren gefahren, wenn wir mit Frau von Semonville in einem Gehölze in der Nähe von Aachen gefrühstückt hatten. Der Zuträger (den wir kennen) hat seinem Berichte mehr Verdienst zu geben gedacht, wenn er dem jungen, gefälligen General Borges das Versehen eines armen alten Kriegsmanns zuschriebe, welcher, indem er länger Soldat als Officier gewesen war, wahrscheinlich nicht wußte, daß man sich nicht vor der Kaiserin auf denselben Divan setzen dürfe. Josephine war zu gut, ihn auf diese Unschicklichkeit aufmerksam zu machen, sie befürchtete ihn zu beschämen; dieser Beweis ihres guten Herzens wurde zu einer strafbaren Herablassung zu Gunsten eines jungen Mannes gestempelt, gegen den sie überaus nachsichtig und huldvoll sein mußte, wenn er es sich so bequem bei ihr machte. Dies sollte der Kaiser daraus schließen. Dieser so unbedeutende Umstand war bemerkt worden und Josephine konnte leicht den Schuldigen angeben, dessen Alter und Ungewandtheit die schwarze Schilderung dieser That auslöschen konnte. Ist es nicht zum Erstaunen *), daß ein Mann, der sein

*) Ist es nicht zum Erstaunen, daß es Madame *** zum Erstaunen findet, wenn der Kaiser aus Liebe zu seiner Ehre und

ganzes Leben in Lagern zugebracht hat, von der Republik ernährt und erzogen worden ist, auf solche Kleinigkeiten einen Werth legen kann. Ohne Zweifel liegt Liebe zur Macht im Menschen; ein Kind streitet dem Spielgenossen das Spielzeug eben so ab, wie in höherem Alter die Herrscher einander die Provinzen. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen dem edlen Stolze, der seines Gleichen beherrschen will, um sie zu beglücken, gegen das Gesetzbuch der Etiquette, womit sich Napoleon jetzt am liebsten beschäftigt. Als ich heute Abend im Salon alle Männer stehen sah, wie keiner einen Schritt außerhalb des Kreises zu machen wagte, fragte ich mich selbst, warum die Mächtigen aller Zeiten und aller Länder der Ehrfurcht so gezwungene Stellungen auferlegt haben. Der Anblick der immer gekrümmten Menschen muß ihnen gefallen, weil sie dadurch stets an ihre eigne Macht über sie erinnert werden.

Den 20. August 1804.

Heute Morgen hat Napoleon alle Behörden der Stadt empfangen. Alle verließen diese Audienz verwirrt und bis zum Höchsten erstaunt. „Welch ein Mann! (sagte der Maire zu mir) Welch ein Wunder, welches Universalgenie! Wie viel besser kennt er dieses, von seiner Hauptstadt so entlegene, Departement als wir! Keine Einzelnheit entgeht ihm, er weiß Alles, er kennt alle Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes." Ich lächelte, und hätte dem guten Mann, der seine Bewunderung in der ganzen Stadt umhertrug, fast mitgetheilt, daß er etwas davon ablassen müßte, und daß diese vollkommene, ihnen von Napoleon bewiesene Kenntniß nur ein Charlatanismus zur Täuschung des Volks ist. Er hat sich eine vollkommen genaue Statistik von Frankreich und den einverleibten Departements machen lassen. Auf seinen Reisen nimmt er die Hefte, welche die Gegenden, die er durchreist, betreffen, mit *);

---

seiner Frau eifersüchtig auf Beide war? Hiermit hatten die Republik und Liebe zur Macht nichts zu schaffen. A. v. Constant.

*) Ist es nicht einerlei, ob der Kaiser eine Stunde oder ein Jahr vor seiner Audienz die Länder kennen lernte, welche er bereisen wollte? Er lernte sie doch kennen. Und wenn er dieses auswendig lernte, wie konnte er es in einer Stunde vergessen haben. Er that

eine Stunde vor der Audienz lernt er sie auswendig, dann erscheint er, spricht von allem, als ob sein Gedanke sein ganzes großes Reich umfasse und reißt die ehrlichen Leute zur Bewunderung hin. Eine Stunde darauf weiß er kein Wort mehr von dem, was ihre Bewunderung erregt hat.

Der Präfekt, Hr. Mechin, kam mit einem gewissen Selbstvertrauen (das ihm überhaupt eigen ist) in die Audienz und dachte nicht an alle ihm vorzulegenden Fragen. Napoleon, der seine Lection gelernt hatte, befragte ihn um mehreres, was dieser nicht beantworten konnte, er wurde verwirrt und verlegen. „Mein Herr," sagte darauf der Kaiser, „wenn man ein Departement nicht besser kennt, so verdient man es nicht zu verwalten." Er hat ihn abgesetzt, dies ist das Resultat der heutigen Audienz.

Aachen, den 24. August

Oft möchte ich Napoleon, der sich so viel nach den Gebräuchen des alten Hofs erkundigt, sagen, daß Anmuth und Feinheit an ihm herrschten, und das Frauen mit Fürsten zu sprechen wagten. Hier gleichen wir ganz kleinen Mädchen, welche katechisirt werden. Napoleon nähme es sehr übel, wenn man ein Wort an ihn richtete *). Er liegt halb auf einen Divan hingestreckt und spricht allein, denn mehr als ein ehrerbietig ausgesprochenes Ja, oder, Nein Sire, wagt keiner zu sagen. Er spricht gewöhnlich von Künsten, von Musik oder Mahlerei, oft unterhält er sich über die Liebe **), aber Gott weiß wie. Eine Frau kann keinen General beurtheilen und von seinen Kriegs-

---

das so wenig, daß er vielmehr seine Reisen edelmüthig durch Wohlthaten und Verbesserungen bezeichnete, die auf genaue Ortskenntnisse hindeuten. A. v. Constant.

*) Es war weder am alten, noch am neuen Hofe Gebrauch, daß man den Herrscher anzureden wagte, ohne von ihm befragt worden zu seyn. A. d. Herausg.

**) Die von General Bonaparte an seine Frau aus Italien geschriebenen Briefe, welche zuerst in den Memoiren einer Zeitgenossin bekannt gemacht worden sind, und die herrliche Novelle in Herrn von Bourriennes Memoiren zeigen, ob der Kaiser von Liebe zu reden wußte oder nicht. A. d. Herausg.

thaten möchte ich nicht reden, aber der gesellige *) Geist ist unser Fach und mit Gunst zu melden, den besitzt er durchaus nicht.

Am 22. August 1804.

Das Bedürfniß, den Machthabern zu schmeicheln, muß allgemein seyn, denn auch die Geistlichen sind nicht frei davon. Heute Morgen hat man uns die sogenannten großen Reliquien gewiesen; sie wurden von der Kaiserin Irene, Karl dem Großen als Geschenk zugesandt, und sind seit der Zeit in einem eingemauerten, eisernen Schranke aufbewahrt. Alle 7 Jahre öffnet man den Schrank, um dem Volke die Reliquien zu zeigen, wobei immer aus den benachbarten Ländern viele Gläubige herbeiströmen. Jedesmal, wenn man die Reliquien in den Schrank zurückgestellt hat, wird er wieder zugemauert und erst nach 7 Jahren wieder eröffnet. Josephine wünschte sie zu sehn und unerachtet die 7 Jahre noch nicht um waren, wurde die Mauer dennoch aufgebrochen. Unter diesen Reliquien zog ein kleiner, im Feuer vergoldeter, silberner Kasten besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Die Geistlichen, welche diesen Schatz uns zeigten, reizten unsere Neugierde durch die Erzählung, daß nach einer alten Ueberlieferung von der Eröffnung desselben großes Glück abhinge, daß dieß aber bis jetzt keinem gelungen sey. Josephine, deren Neugierde gereizt war, nahm den Kasten und öffnete ihn fast augenblicklich; von außen sah man keine Spur eines Schlosses, aber es muß eine Feder von innen gewesen seyn. Gewiß kannten diese Geistlichen das Geheimniß und wollten der Kaiserin dieses kleine Vergnügen machen. Dieser Umstand, wie ihm auch sei, wurde für sehr außerordentlich gehalten, und vor Josephinen als höchst wichtig geschildert, doch setzte sie, obgleich ihr die Ueberraschung Vergnügen machte, keinen besondern Werth darauf. Uebrigens wurde die Neugierde kaum befriedigt, denn man fand darin nur einige

*) Wer in der Nähe des Kaisers seine geistreichen und originellen Unterhaltungen mit den ausgezeichnetsten Männern seines Hofs, besonders mit Hrn. von Fontanes hören konnte, muß sich mit Recht verwundern, wenn ihm Madame *** allen Geist abspricht. A. d. H.

Stückchen Zeug, die man als Reliquien betrachten mag, wenn man will, deren Aechtheit aber keineswegs ausgemittelt ist.

Von dieser Morgenbeschäftigung kam ich ganz betrübt zurück. Ich sehe nicht gern Geistliche als Hofleute und Ehrgeizige, und kann kaum begreifen, wie es deren geben kann. Ich finde in ihrem Amte etwas so Würdiges und Erhabenes, daß ich sie in meinem Innern von allen Schwächen lossprechen möchte. Geschützt vor allen Leidenschaften, welche die Menschheit verwirren und beherrschen, Mittler zwischen Gott und den Menschen sind sie zum süßen Geschäfte bestimmt, Unglückliche zu trösten und ihnen in den Stürmen des Lebens einen Hafen zur endlichen Ruhe zu zeigen. Kann ihnen die Welt eine Würde bieten, welche ihrem Vorrechte gliche, in das Asyl des Unglücks zu dringen, dort die Qualen eines Sterbenden durch die Vorstellung der Hoffnung zu lindern, und dem Tode das Schreckbild der Vernichtung zu entreißen? Nein, ein Priester kann diese schönen Obliegenheiten nicht gegen Geld, oder in der Welt sogenannte Ehren vertauschen.

Am 23. August 1804.

Bei Eröffnung meines Tagebuchs fallen meine Blicke auf die gestern geschriebene Seite; ich mußte lächeln bei der Vergleichung meiner Schilderung der Einfachheit, Heiligkeit und Würde des Priesterthums, mit einer Unterhaltung des ersten Almoseniers des Kaisers, Hrn. von Pradt und einem General, der ich heute Abend zugehört habe. Beide trugen denselben Orden, das Kreuz der Ehrenlegion. Ich fragte mich selbst, wie der Mann Gottes, der Diener des Friedens, dieselbe Belohnung verdiene, wie der Krieger, welcher die Feinde seines Landes umzubringen beauftragt ist. Die Herrscher sollten an Alexanders Lehre über den Unterschied der Belohnungen denken. Ein Mann warf vor ihm sehr geschickt Hirsenkörner durch ein Nadelöhr; er befahl, man solle ihm einen Scheffel Hirse schenken, um die Belohnung der Nützlichkeit des Talents anzupassen. Die verständige Austheilung der Belohnungen ist jetzt sehr wenig gekannt. Talma erhält mehr als ein General: er hat vom Theater und von Bonaparte über 60,000 Franken. Doch vom Schauspieler auf Herrn von

Pracht zurück. Bei der Anhörung seiner geistreichen, philosophischen Unterhaltung heute Abend, fiel mir die piquante Frage ein, die ein höchst geistreicher Mann in einer Gesellschaft von 25 Personen an ihn richtete: dieser fragte ihn: „Eminenz, glauben Sie an Gott?“

Den 24. August 1804.

Der Kaiser spielt gewöhnlich jeden Abend eine Parthie Whist mit Josephinen und Frau de la Rochefoucault: die vierte Person wird aus den Anwesenden gewählt. Heute Abend war es der Herzog von Aremberg; der Kaiser fand es anziehend, mit einem Blinden zu spielen. Ich setzte mich an den langweiligen Lotterietisch, als der erste Kammerherr mir sagte, Napoleon habe mich zu seinem Whist erwählt. Ich antwortete, es fände nur eine Schwierigkeit dabei statt, daß ich nie gespielt hätte. Herr von Remusat brachte ihm meine Antwort und der Kaiser, der eine Unmöglichkeit nicht kennt, sagte: das ist gleich. Das war ein Befehl und ich befolgte ihn. Frau de la Rochefoucault, deren Platz ich einnahm, half mir mit Rath und den Herzog von Aremberg ausgenommen, der das Gedächtniß eines Blinden besitzt und dem keine Karte entgeht, spielte ich fast so gut als die Majestäten. Es währte nicht lange, der Herzog von Aremberg hat gewöhnlich Einen bei sich, der seine Karten ordnet, sein Spiel wird ihm durch ein Bretchen am Tische angedeutet, so wie er mit der Hand darüber fährt, kennt er die Karten durch die erhabenen Pflöcke, welche ein Mann, den er seinen Marqueur nennt, aufstellt. Er spielt sehr gut und erstaunlich schnell, wenn man an die Mühe denkt, bevor er seine Karten kennen lernt. Doch, da er es nicht gewagt hatte, sich von seinem Marqueur, der eine Art von Kammerdiener ist, begleiten zu lassen, so trat die Herzogin von Aremberg an dessen Stelle, was das Spiel sehr verzögerte: deshalb hob der Kaiser, der schnell zu spielen liebt, und dessen Neugierde befriedigt war, nach dem ersten Robber das Spiel auf.

Am 25. August.

Corneille hat mit Recht gesagt:

Wer, was er will, vermag, vermag mehr als er soll.

Dieser Vers enthält einen moralischen Grundsatz von hoher Wahrheit. Herr von Semonville ist ein Opfer der Politik für die Holländer. Diese Geschichte ist eine empörende Ungerechtigkeit: Herr von Talleyrand hat dem Herrn von Semonville eine Maßregel anbefohlen, die den Holländern nicht angenehm war. Bonaparte, der sie schont, will nicht gestehen, daß sein Gesandter nur auf Befehl des Herrn von Talleyrand gehandelt habe, denn so müßte er diesen aufopfern und (obgleich er ihn verabscheut) er opfert lieber Herrn v. Semonville auf, weil er ihn für minder nützlich hält. Als Entschuldigung dieser Handlung wird man vielleicht die Ansicht anführen wollen, daß die Grundsätze eines Privatmannes in Bezug auf Gerechtigkeit bei Herrschern nicht anwendbar seien: aber ich glaube, daß, weil deren Handlungen der Nachwelt angehören, welche sie frei von allen blendenden Täuschungen richten wird, sie sich immer von Moral und Gerechtigkeit leiten lassen sollten.

Als Bonaparte gestern bei dem Empfange der Gesandten in der Nähe des Herrn von Semonville stand, kehrte er ihm den Rücken zu, ohne mit ihm sprechen zu wollen, und als er sich als Gnade eine Audienz zu seiner Rechtfertigung erbat, wurde sie ihm abgeschlagen. Man weiß, was er sagen würde, er ist im Voraus gerechtfertigt, aber eben deshalb will man ihn nicht annehmen. Man kann ihm nicht sagen: „Sie haben Recht, Herr von Talleyrand hat Unrecht, und doch müssen Sie für ihn leiden:" da der Kaiser es in seiner höchsten Weisheit so beschlossen hat, so will er ihn weder sehen noch hören. Ist denn wirklich der Mißbrauch der Macht immer mit dieser verknüpft, wie Wirkung und Ursache?

Aachen, den 26. August.

Heute Morgen habe ich den Herrn von Semonville gesehen; er hat mir erzählt, Herr von Talleyrand habe ihn gestern in einem Gespräche auf eine feine Weise überreden wollen,

alle seine Papiere im Haag verbrennen zu lassen. „Hüten Sie sich," hatte er gesagt, „der Kaiser ist ein kleiner Nero." *)

„Er läßt vielleicht Ihre Papiere **) in Beschlag nehmen und das möchte Ihnen sehr unangenehm seyn: Ihre Stieftochter, Frau von Spare, ist im Haag, schreiben Sie ihr, daß sie schnell Alles verbrenne; es ist mehr daran gelegen, als Sie denken." Diesen, so freundschaftlich und theilnehmend gegebenen Rath hätte ein Thor befolgt, aber Herr von Talleyrand hatte es mit einem eben so pfiffigen Manne, als er selbst ist, zu thun und Herr von Semonville merkte recht wohl die Absicht, alle Papiere zu seiner Rechtfertigung vernichten zu sollen. Anstatt der Frau von Spare zu schreiben, daß sie alle Papiere verbrenne, hat er den Herrn von Montholon, einen seiner Schwiegersöhne, hingeschickt, um sie herholen zu lassen. Bis zu dessen Wiederkehr wird er den Kaiser nicht wieder um eine Audienz ersuchen. Er will warten, bis er alle Beweise beisammen hat, aber ich zweifle, daß sie einen andern Erfolg haben werden, als Bonaparte in sehr üble Laune zu versetzen, wenn er sich entschließt, sie sich vorlegen zu lassen, was ich jedoch nicht glaube. ***)

Heute saß ich im Gesellschaftszimmer neben Madame Lannes. †)

---

*) Diese Worte hörte der Herzog von Bassano, der sich an einen Kamin lehnte, in dessen Nähe Herr von Talleyrand mit Hrn. v. Semonville sprach, gewiß wurden sie von ihm an Napoleon weiter erzählt. Anm. v. Mad. ***.

**) Herr von Talleyrand war ein zu feiner Hofmann, um vor solchen Zeugen so zu sprechen: aber wäre dies auch der Fall gewesen, so hätte sie der Herzog von Bassano gewiß nicht dem Kaiser wieder gesagt. Anm. d. Herausg.

***) Herr von Semonville verlor seinen Gesandtschaftsposten und wurde ehrenvoll aus dem Senat entlassen. Wenn man diese wahren Thatsachen erwägt, so ist es zu verwundern, daß sich Herr von Montholon, einer der beiden Stiefsöhne des Herrn von Semonville, an Napoleon's Schicksal gebunden hat. Will man sich dieses seltsame Benehmen erklären, so findet man dies in der Heirath des Herrn von Montholon, welche seine Familie mißbilligte und ihn mit derselben entzweite.

†) Später Herzogin von Montebello.

Ich sah sie zum erstenmale, sie kommt von Portugal mit ihrem Manne, der dort Gesandter war. Mir hat sie überaus wohlgefallen. Der Kaiser ging in unserm Kreis umher und sagte zu ihr in dem seltsamen Tone, den er gegen Frauen annimmt: „Sie sollen sich mit dem Prinz Regenten von Portugal sehr gut gestanden haben." Madame Lannes erwiederte sehr passend, der Prinz habe ihren Mann und sie immer sehr gütig behandelt. Hierauf wandte sie sich zu mir und sagte: „Ich weiß nicht, welch ein böses Geschick mich dem Kaiser immer unter die Augen führt, wenn er mißlaunig ist, denn ich kann mir nicht denken, daß er mir etwas Unangenehmes hat sagen wollen und doch geschieht es sehr oft." Dabei standen ihr die Thränen fast in den Augen. Diese unziemliche Anrede war um so unpassender, als ich nur Gutes von ihrem Betragen gehört habe, aber heute Abend zog Napoleon auf alle Frauen los. Er sagte zu uns, „wir hätten keine Vaterlandsliebe, keinen Nationalgeist, wir müßten uns schämen, in Musselin zu gehen: die Engländerinnen trügen nur inländische Zeuge; die Vorliebe für englische Musseline sey um so auffallender, als es in Frankreich Linon-Battiste gäbe, die an deren Stelle treten und weit schöneren Stoff zu Kleidern geben könnten; er selbst würde dieses Zeug immer vor allem andern gern sehen, weil seine erste in ihn Verliebte ein solches Kleid getragen habe." Bei dem Ausdrucke, in ihn Verliebte, mußte ich beinahe lachen, vorzüglich da ich Frau de la Rochefoucault ansah, welche für ihr Leben gern auch gelacht hätte. Welche gemeine Sitten hat doch Bonaparte! *) Wenn er Würde zeigen will, so ist er unverschämt und hochfahrend; ist er einen Augenblick heiter, so wird er ganz gemein. Sein Schwiegersohn Murat, der in einem weit niedrigern Stande geboren ist und

---

*) Wieder die Sitten des Kaisers! An dem Tage zog er auf die Frauen los, was die üble Laune der Madame *** gegen ihn erklärt. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß es mehr als Uebertreibung ist, Unverschämtheit das trotzige Benehmen des Kaisers zu nennen, welches man ihm manchmal vorwerfen kann, so wie Friedrich II. und andern großen Männern, und seine huldreichen Augenblicke nur für gemeine Heiterkeit zu halten.

Anm. d. Herausg.

gar keine Erziehung genossen hat, hat sich in der Schule der Welt eine Ausbildung erworben, die in Erstaunen setzt. Vor einigen Jahren traf ich ihn in Dijon, wo er über ein dort versammeltes Armeecorps Revue halten sollte: ich speiste mit ihm beim dortigen Kommandanten, General Canclaux, und fand nur einen als Officier gekleideten Soldaten in ihm. Neuerdings habe ich ihn wieder gesehen und bin über sein feines, sogar angenehmes Betragen erstaunt. Aber Napoleon ist zu stolz, um etwas von Benehmen kennen zu lernen, er ist viel zu sehr von sich eingenommen, um sich jemals einer Selbstprüfung zu unterwerfen, und er verachtet die Menschen zu sehr, um nur einen Augenblick dem Gedanken, man könne besser seyn als er, Raum zu geben.

Ende des ersten Bandes.

In Baumgärtners Buchhandlung zu Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Kaisers Napoleon,

nach Norvins und andern Schriftstellern dargestellt von Dr. Bergk. 4 Bände in gr. 8. Preis 5 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieses äußerst lehrreichen und anziehenden Werks war schon von dem ersten Auftreten Napoleons an auf der Schaubühne der politischen und militärischen Welt ein sorgfältiger Beobachter dieses außerordentlichen Mannes. Schon im Jahre 1797 gab er eine Lebensbeschreibung des Generals Bonaparte heraus, welche innerhalb neun Monaten drei gänzlich umgearbeitete Auflagen nöthig machte.

Kurze historische Darstellung

des Feldzugs Napoleons I. in Deutschland im Jahre 1805. Begleitet mit kritischen Beobachtungen und Bemerkungen bei 28 Planen, die jedesmal auf dem Platz durch einen General der französischen Armee gezeichnet worden sind. 4. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten über Napoleons Privatleben,

Rückkehr und Regierung im Jahre 1815. Von seinem Privat- und Cabinetssecretair Herrn Fleury von Chaboulon. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Bergk. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Im Industrie-Comptoir in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten von Napoleon

(zum größten Theil unbekannt)

zur Erläuterung seiner Denk- und Gemüthsart und seiner Thaten. Nach dem Englischen des Herrn W. H. Ireland, so wie nach vielen andern französischen und englischen Schriftstellern bearbeitet. 23 Hefte. Mit Kupfern. à 9 Gr.

Neue Kunstblätter.

Napoleon

in sieben verschiedenen Lebensepochen mit seiner Familie und seinen Generalen. Ein großes lithographisches Tableau, 29 Zoll hoch, 37 Zoll breit, auf groß Colombier. Preis 2 Thlr. illum. 3 Thlr.

Es ist kein Winkel der Erde, in welchen die Civilisation reicht, wohin nicht auch Napoleons Ruhm erschollen wäre, seine Thaten überstrahlen die der Helden des Alterthums und der neuern Zeit und die Weltgeschichte bewahrt sie für die Ewigkeit. Ein Denkmal des Helden kann deshalb obiges Blatt nicht seyn, sondern nur ein Zeichen an die denkwürdige Periode seines kräftigen Wirkens; dem, der sie durchlebte, der in Napoleon den Staatsmann und Krieger bewunderte, dem wird es als ein solches willkommen seyn.

In einer Rotunde, im corinthischen Styl aufgeführt, sieht man die Figur Napoleons in sieben verschiedenen Gestalten: als Cadet, als General, als ersten Consul, als Kaiser im Krönungsornat und dann als solchen in den Jahren 1809, 1812 und 1813. Die Portraits seiner Gemahlinnen, seines Sohnes, seiner Brüder und seiner Generale, 19 an der Zahl, sind in dem architectonisch schön ausgeführten Pantheon vertheilt. In acht Feldern des Piedestal sind in haud relief Scenen aus dem Thatenleben Napoleons; über der Rotunde ist die Apotheose Napoleons, umgeben von mehrern allegorischen Figuren.

So eben erschienen neue Abzüge des beliebten lithographischen Tableau's:

Zur Erinnerung an eine denkwürdige Zeit,

(von Brand. Als Zimmerverzierung passend.)

Mit der Unterschrift: „Alexander der Große und Julius Cäsar nehmen jenseits den sieggekrönten Helden (Napoleon) des neunzehnten Jahrhunderts auf.“ gr. Fol. Preis schwarz 12 Gr. color. 1 Thlr.

Dies sinnreiche Gemälde wird allen Freunden der Geschichte und der Kunst gewiß viele Freude machen, da es trefflich ausgeführt ist. Die Heroen der Vorwelt, Alexander der Große und Cäsar, empfangen jenseits den Helden unserer Zeit, den seine Getreuen voller Erstaunen nachsehen. Mehrere Namen erinnern an gefeierte Tage der Vorzeit und die Abbildung Napoleons ist eben so sprechend als die Sympole bedeutungsvoll sind.

Er starb am 5. Mai 1821 Abends um 6 Uhr.

Ein allegorisches Erinnerungsblatt, lithographirt von A. Brand in gr. Folio. (Commissionsartikel.) Preis 12 Gr.

Dieses schön erfundene Kunstblatt wird allen Freunden Napoleons eine willkommene Erscheinung seyn, es dient als Pendant zu dem unter dem Titel zur Erinnerung an eine denkwürdige Zeit erschienenen Kunstblatte, dem es in Format und Ausführung gleicht. —

Die Manen des Helden schweben segnend über seinem von dem kaiserlichen Adler hoch in den Lüften getragenen Sohne. Unten die Weltkugel und die kaiserlichen Insignien.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Constant, Benjamin,

Denkwürdigkeiten über Napoleons Privatleben, seine Familie und seinen Hof

Bd.: 1

Leipzig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.166#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426942-7